Zeno-Zeitung

Kreiszeitung

für den Kreis Ahaus — Gronauer Volkszeitung — Epe-Volksblatt

Amtliches Organ für den Kreis Ahaus. 54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt GmbH., Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtsparkasse Ahaus, Gewerbebank Ahaus und Städt. Sparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 1spaltige Millimeter für die Zeno-zeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Delden-Str. 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postschließfach 65. Postscheck-Konto: Hannover 22 730

Nummer 283 | Sonntag, den 14. Oktober 1934 | Jahrgang 1934

Die Mitverschworenen des Königsmörders.

Auch eine Frau mit im Spiel.

Neue Feststellungen der Polizei.

(!) **Paris**, 13. Oktober.

Die Ermittlungen der Polizei zum Marseiller Anschlag haben weitere Fortschritte gemacht. Der eine der Verhafteten, der sich den falschen Namen Novak zulegte, (den gleichen Namen trägt übrigens der mit dem Schutze der Person des tschechoslowakischen Außenministers Benesch betraute Kriminalpolizist)

ist der in Südslawien in Abwesenheit zum Tode verurteilte Znonomir Postischil, der 1929 in Agram den Direktor der Zeitung „Novosti", Schlegel, niedergeschossen hatte. Der falsche Benesch heißt in Wirklichkeit Rajtitsch.

Postischil und Rajtitsch begaben sich im letzten Monat in die ungarische Ortschaft Nagy Kaniza, wo sie auch von einem etwa 40 Jahre alten Unbekannten die Weisung erhielten, sich nach Zürich zu begeben.

In Zürich wurden ihnen zwei weitere Helfershelfer zugeteilt, nämlich der Mörder von Marseille, Suck, und ein gewisser Silni.

Entgegen anderslautenden Behauptungen wird jetzt ausdrücklich erklärt, daß die vier Verschwörer aus Ungarn direkt nach Zürich und von dort nach Lausanne gekommen seien. Dort seien sie von einem fünften aus Paris zugereisten Genossen, dem Führer der Bande, empfangen worden. Er habe jedem der vier Verschwörer, die bisher mit ungarischen Pässen und unter ungarischen Namen gereist waren, falsche tschechische Pässe übergeben. Die Einreise nach Frankreich erfolgte zu Schiff über den Genfer See über Evian.

Suck alias Kalemen, der Mörder von Marseille, und Silni erhielten Weisung, nach Marseille zu fahren. Postischil und Rajtitsch sollten sich zunächst nach Versailles begeben, wo sie vermutlich — wenn der Anschlag in Marseilles gescheitert wäre — postlagernd weitere Weisungen erhalten hätten. Die geheimnisvolle Persönlichkeit, die den Führer der Bande spielte, sollte Postischil und Rajtitsch am Freitag früh in Lausanne bei der Rückkehr erwarten.

Nach den bisherigen Ermittlungen in Aix-en-Provence steht fest, daß Suck sich zwei Tage vor dem Anschlag in Aix-en-Provence aufgehalten hat, und zwar in Gemeinschaft mit einem gewissen Kremer und mit dem in Fontainebleau den französischen Gendarmen entkommenen Malny.

Die Verschwörer standen in Verbindung mit einer Frau, die am Sonntag in Aix-en-Provence eintraf und sich als die 24jährige tschechoslowakische Staatsangehörige Marie Vjoudroch in die Fremdenliste eintrug. Marie Vjoudroch war sehr elegant gekleidet und hatte vier Koffer bei sich. Man nimmt an, daß sich in dem einen die Waffen befunden haben, die der Mörder in Marseille benutzte.

Marie Vjoudroch erhielt am Montag den Besuch von drei Herren, darunter Kremer. Sie verließen das Hotel in Aix-en-Provence am Dienstag vormittag.

Der Leiter der Bande?

DNB **Paris**, 13. Oktober.

Wie verlautet, soll die geheimnisvolle fünfte Person, die die Leitung der Verschwörer hatte, ein früherer Agramer Rechtsanwalt Dr. Pavilitsch sein. Er habe schriftliche Weisungen des Führers einer Terrororganisation gehabt.

Der deutsche Botschafter in Paris an der Bahre Barthous.

DNB **Paris**, 13. Oktober.

Der deutsche Botschafter Roland Köster hat seinen Urlaub unterbrochen, um an den Beisetzungsfeierlichkeiten für den französischen Außenminister Barthou teilzunehmen. Am Freitag nachmittag begab sich der Botschafter ins Außenministerium, um sich vor dem Sarg des Verstorbenen zu verneigen und seiner persönlichen Anteilnahme an dem schweren Verlust Ausdruck zu geben, den Frankreich durch den Tod des Außenministers erleidet.

Südslawische Vorstellungen in Rom.

Nachwirkungen des Attentats.

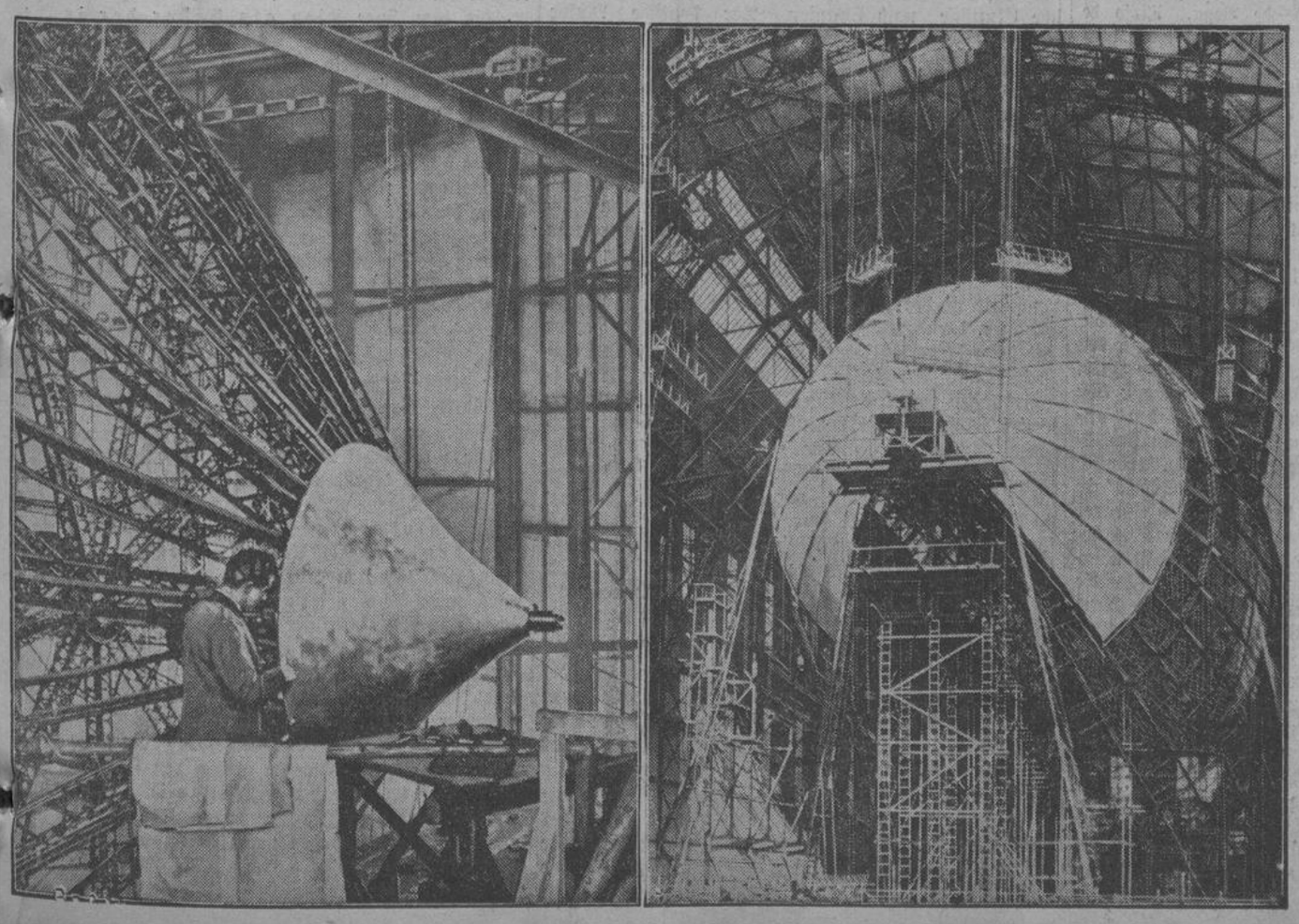
DNB **London**, 13. Oktober.

Wie Reuter aus Belgrad meldet, hat sich die südslawische Regierung zu Vorstellungen in Rom gezwungen gesehen, da angeblich über einen Rundfunksender von der „unhaltbaren Lage" in Südslawien gesprochen worden ist. Auch sollen Bemerkungen über eine bevorstehende Auflösung des Staates gefallen sein. Angesichts der völligen Unrichtigkeit dieser Behauptungen sei der südslawische Gesandte in Rom angewiesen worden, bei dem italienischen Außenministerium Vorstellungen zu erheben und um die Zusicherung zu ersuchen, daß die italienischen Sender künftig solche unfreundlichen Aeußerungen über die südslawische Lage unterlasse. Eine italienische Antwort sei noch nicht eingetroffen. Doch hoffe man zuversichtlich auf eine befriedigende Beilegung des Zwischenfalles.

Außerdem seien, wie Reuter weiter meldet, in amtlichen Kreisen Berichte eingetroffen, daß die italienische Garnison in Zara, der italienischen Exklave an der dalmatinischen Küste, während der beiden letzten Tage beträchtlich verstärkt worden sei. Die amtlichen Kreise fänden keinen Grund für ein solches Verhalten. Sie betrachteten es als überflüssig und nicht geeignet für eine Besserung der italienisch-südslawischen Beziehungen. Man sei auch fest überzeugt, daß kroatische Revolutionäre italienische Unterstützung erhalten hätten. Es werde versichert, daß es eine Geldwährung gebe, die Ruma heiße, den Wert einer Lira habe und unter den kroatischen Flüchtlingen nicht nur in Ungarn, sondern auch in Zara gültig sei. Die Geldscheine sollen von kroatischen revolutionären Organisationen gedruckt worden sein.

Reuter fügt hinzu: Es ist zu beachten, daß nicht ein Wort von diesen Anschuldigungen in der südslawischen Presse veröffentlicht wird, die der Regierungszensur vollkommen untersteht und kein Wort druckt, das nicht vorher vom amtlichen Pressebüro gebilligt worden ist. Die Oeffentlichkeit weiß auch nichts von italienfeindlichen Kundgebungen in mehreren Städten. Die Veröffentlichung dieser Nachricht ist anscheinend auf Anregung des italienischen Gesandten unterdrückt worden. Sogar die Nachrichten von der Ermordung des Königs Alexander wurden der Oeffentlichkeit vorenthalten. Es durfte keine Sonderausgabe gedruckt werden. Erst um 4 Uhr morgens am Tage nach der Mordtat wurde die Veröffentlichung erlaubt, während Rundfunkhörer schon am Abend zuvor durch die Mitteilungen auswärtiger Sender Kenntnis hatten.

Der „Times"-Vertreter in Paris meldet: Eine Aenderung in der Richtung der französischen Außenpolitik ist unwahrscheinlich, gleichviel welche Persönlichkeit in das Außenministerium einziehen wird. Es wird mit Befriedigung festgestellt, daß alles auf eine Fortsetzung der bisher von Südslawien befolgten Politik hindeutet. Der Korrespondent desselben Blattes in Belgrad berichtet, die Mordtat von Marseille habe den französisch-südslawischen Beziehungen einen schlechten Dienst erwiesen, und zwar gerade in einem Augenblick, wo ihre Stärkung von besonderer Wichtigkeit für die französisch-italienisch-südslawische Zusammenarbeit gewesen sei, die nach Ansicht vieler Beobachter für die Erhaltung des Friedens unentbehrlich sei. Der Eindruck, daß in Marseille nicht genügend polizeiliche Schutzmaßnahmen getroffen gewesen seien, habe viel böses Blut gemacht.



„L Z 129" geht seiner Vollendung entgegen.

Das neue Riesenluftschiff „L Z 129" geht jetzt seiner Vollendung entgegen. Unser Bild links zeigt die Buglappe des Luftgiganten und rechts die Spitze des Luftschiffes, die bereits mit der Hülle bezogen wird (Aufnahme Luftschiffbau Zeppelin)

Deutsch-spanische Wechselbeziehungen.

Die entscheidende Auseinandersetzung des positiv-christlich und national denkenden Teiles des spanischen Volkes mit dem Marxismus erinnert daran, daß das nationale Spanien stets mit dem deutschen Volke freundschaftliche Beziehungen gepflogen hat, während die spanischen Marxisten mehr mit Frankreich liebäugelten, in dessen liberal-sozialistischem Freidenkertum sie ihr Vorbild erblicken. Die Vorgänge in Spanien zeigen aber auch, daß auf die Dauer keinem Lande diese Auseinandersetzung mit dem Marxismus erspart bleibt. Auch Frankreich bereitet sich, wie die Verfassungsreformpläne Doumergues erkennen lassen, darauf vor. Eine eigenartige Ironie der Geschichte will es, daß ein spanischer Diplomat und Staatsrechtsphilosoph, der Künder des autoritären, christlichen Konservativismus, Donoso Cortes den Ausbruch und Sieg des internationalen, kommunistischen Sozialismus in Petersburg schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vorausgesagt hat, indes Lenin nach Rußland Spanien als das geeignetste Land für die Fortführung der kommunistischen Weltrevolution ansah. Doch straft ihn der Ausgang der spanischen Wirren Lügen.

Neben Asturien war das eigentliche Widerstandszentrum der Marxisten in Katalonien, das gegen alle Erwartung dank der Treue und Umsicht des dort verantwortlichen Militärbefehlshabers im Sinne der Madrider Zentralregierung überraschend gesäubert werden konnte. Katalonien, das sich bei dem Sturz der Monarchie besondere Rechte in Form einer autonomen Regierung sichern konnte, bildet eine Landschaft für sich und hat gegenüber dem Madrider Zentralismus stets eine föderalistische Ordnung für Spanien gefordert. Die Marxisten konnten sich in Katalonien besonders deshalb festsetzen, weil sie ihre sozialistischen Tendenzen mit den föderalistischen Forderungen der Katalanen verquickten. Jahrhunderte hindurch hat Katalonien eine eigene geschichtliche Existenz geführt. Die Folge davon ist gewesen, daß sich dort ähnlich wie in Portugal eine ganz andere Sprache gebildet hat, die nicht nur ein vom Kastilischen abweichender Dialekt ist. Das Katalonische weist verwandte Züge mit dem Provenzalischen auf. Sein erster bedeutender und größter Dichter war ein Heiliger, Raimundus Lullus, der einer der erleuchtetsten Geister seiner Zeit war und daher den Beinamen Dator illuminatus trug. Raimundus Lullus, der als Märtyrer unter den Steinwürfen fanatisierter Mohammedaner in Bugia in Tunis gestorben ist, war auch der bisher größte und unerreichte Mohammedanermissionar, dessen ideenmäßigen Antrieb später das große päpstliche Missionswerk der Propaganda in Rom entsprungen ist. War der Begründer der Katalanischen Dichtung ein Mohammedanermissionar, so wurde in der Neuzeit, im 19. Jahrhundert ein katholischer Priester Jacinto Verdaguer der Wiedererwecker und Erneuerer der Katalanischen Dichtung und damit auch der Volksbewegung.

Die sprachliche Besonderheit Kataloniens und gewisse Zusammenhänge des Katalanischen mit dem Provenzalischen weisen nicht nur auf geschichtliche, sondern auch auf rassische Gemeinsamkeiten zurück. In der Tat machen sich in Südfrankreich und Katalonien, wenn auch noch so abgeschwächt und variiert, germanische Züge bemerkbar, welche die volkliche Eigenart dieser beiden Landschaften bedingen.

409 brachen die Vandalen, Sueben und Alanen aus den Donauländern vor. Unter heftigen Kämpfen mit den Franken drangen sie in Spanien ein. Die Vandalen besetzten den südlichen Teil der Halbinsel,

Aufruf zur „Woche des Deutschen Buches".

Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda veröffentlicht zur kommenden „Woche des Deutschen Buches" folgenden Aufruf:

Vom 4. bis 11. November findet die diesjährige „Woche des Deutschen Buches" statt.

Veranstalterin ist die Reichsschrifttumskammer mit den ihr angegliederten Verbänden.

Der Nationalsozialismus hat es stets als seine besondere Aufgabe angesehen, die Kulturgüter der Nation zum wirklichen Besitz des Volkes zu machen und in den Dienst dieser großen Aufgabe stellt sich die „Woche des Deutschen Buches".

Es ist Ehrenpflicht, Sorge dafür zu tragen, daß der Ruf, der an alle ergeht, nicht ungehört verhallt.

Ich bitte daher alle amtlichen Stellen und Institutionen, alle politischen und wirtschaftlichen Organisationen und insbesondere alle Kulturverbände, an der Vorarbeit und Durchführung der „Woche des Deutschen Buches" teilzunehmen und deren Erfolg durch gemeinsames Zusammenwirken zu sichern.

Wir sind als Volk arm geworden an materiellen Gütern, aber wir sind reich an unerschöpflichen Schätzen deutschen Geistes. Machen wir uns diesen Reichtum zu eigen. Bücher sind noch immer gute Kampf- und Weggenossen gewesen. Darum:

Haltet fest am Deutschen Buch!

Dr. Goebbels.

dessen Provinz Andalusien heute noch die Erinnerung an die Vandalenherrschaft trägt. Andalusien ist gebildet aus Vandaliera. 429 zogen die Vandalen unter ihrem König Geiserich nach Nordafrika ab, wo sie später durch Ostrom vernichtet wurden. Die versprengten Reste vermischten sich mit den Berbern. Abd el Krim soll sich — ob mit Recht oder Unrecht sei hier dahingestellt — seiner vandalischen Abstammung gerühmt haben. Die Alanen setzten sich im Südwesten, die Sueben im Nordwesten, in der heutigen Provinz Galicien fest. Das Suebenreich hielt sich bis 582. Sueben und Alanen gingen später in den Westgoten auf, die unter Alarichs Schwager Athaulf (410—415) über Gallien nach Spanien zogen und Barcelona eroberten. Athaulf wurde dortselbst ermordet. Sein Bruder Walja kämpfte gegen die Vandalen. Sueben und Alanen und setzte sich auch im südlichen Gallien fest. Das Westgotenreich erstreckte sich über Südfrankreich und fast ganz Spanien. Seine Hauptstadt war Tolosa, das jetzige Toledo. Das Westgotenreich hat Spanien, besonders Katalonien bleibendere Züge aufgeprägt. Der Name Katalonien wird aus Gotalanien hergeleitet und deutet auf die Vereinigung zwischen Westgoten und Alanen. Zwischen dem westgotischen und dem fränkischen Hof bestanden rege, zum Teil verwandtschaftliche Beziehungen, die aber wenig glückliche Folgen hatten. 507 besiegte Chlodwig die Westgoten bei Vanillé und drängte sie nach Süden ab. Die Gemahlin Sigberts Brünhilde, die durch ihren Kampf gegen Fradegunde bekannt ist, war eine westgotische Prinzessin. Das Westgotenreich in Spanien behauptete sich bis 711, in welchem Jahre sein letzter König Roderich in der Schlacht bei Xeres de la Frontera von den Arabern besiegt wurde. Nur ein kleines Randkönigreich konnte sich im Norden behaupten: Asturien.

In die Spur der westgotischen Gegnerschaft traten die Araber. Sie versuchten, in das Frankenreich einzudringen, wurden aber 732 durch Karl Martell bei Tours und Poitiers entscheidend geschlagen. Germanische Macht hat also Europa vor der semitisch-arabischen Ueberflutung gerettet und Spanien die Basis zu seiner Wiedererstehung gegeben. Karls des Großen Sohn Ludwig gründete gegen die Araber die spanische Grenzmark. 801 wurde Barcelona, die Hauptstadt Kataloniens, erobert. Um 900 waren Navarra und Barcelona fränkische Grafschaften und der nachmalige Begründer der Königslinien von Navarra, Kastilien und Aragon, Sancho der Große (1035), war fränkischen, also germanischen Blutes. Einer seiner Nachkommen, Ferdinand der Heilige, der 1236 Cordova und Sevilla von den Arabern zurückeroberte, ließ die Lex Visigothorum (das westgotische Recht) ins Kastillanische übersetzen. Ein Beweis, wie stark noch westgotische Einflüsse nachwirkten. Aehnlich wie sich im arabischen Süden eine mozarabische Liturgie entwickelte, bildeten sich auch besonders westgotische Formen in der Liturgie heraus, die heute noch an bestimmten Tagen ausgeübt werden. Das westgotische Element hat in Sprache und rassischem Temperament die Eigenart Kataloniens bewirkt.

Der Katalane ist im Gegensatz zu den übrigen Spaniern willenskräftiger, unternehmungslustiger und ausdauernder. Wirtschaftlich war Katalonien mit Barcelona, der bedeutenden Industrie- und Hafenstadt, stets voraus. Die Katalanen waren sich ihrer Bedeutung auch stets bewußt. Sie sträubten sich dagegen, vom übrigen Spanien als ertragreiche Steuerkraft ausgebeutet zu werden. Deshalb forderten sie eine eigene Verwaltung, um über ihre Angelegenheiten selbst entscheiden zu können. Der Oberst Macia, der unter Primo di Rivera scheiterte und flüchten mußte, wurde der erste Präsident Kataloniens, das aber im Rahmen der gesamtspanischen Republik verblieb. Ob diese katalanische Autonomie, deren Gewährung immerhin ein Zeichen der Schwäche der Madrider Zentralregierung war, beibehalten wird, bleibt abzuwarten.

Ebenso vielfältig und wirkungsvoll wie die rassenmäßige Durchdringung der Spanier mit frühgermanischen Elementen waren die geistig-kulturellen Begegnungen des spanischen und deutschen Wesens in späteren Jahrhunderten. Bei der Vermittlung des aristotelischen Denkgutes über das Arabische ins Lateinische war führend ein Deutscher beteiligt, Hermannus Alemannus, der sogar Bischof der nordspanischen Diözese Astorga wurde. Der deutsch-spanische Kulturaustausch erfuhr besondere Anregung durch die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem staufischen und kastilischen Fürstenhaus. Ein Enkel Philipps von Schwaben, Alfons X. von Kastilien, wurde zum deutschen König gewählt, ohne allerdings je nach Deutschland zu kommen. Damals strömten zahlreiche Kaufleute, Kunsthandwerker, Baumeister nach Spanien. Der Baumeister Hans von Köln war Miterbauer der Kathedrale von Burgos; Hans von Schwäbisch-Gmünd ist am Hochaltar der Kathedrale von Saragossa beteiligt. Deutsche Drucker hielten sich in Valencia und andern Städten auf.

Mit Karl V. (1516—1556) begann das große Zeitalter Spaniens. Zwei Jahrhunderte herrschten die Habsburger. Sie leiteten den spanischen Ideenstrom nach Deutschland und dem übrigen Europa. Der Barock hat in Spanien seine blühendste Ausprägung gefunden. Im Zeichen des Barock, das die letzte aus einer religiösen Ideeneinheit geborene Kultur darstellt, vollzog sich Spaniens Aufstieg zur Weltmacht. Spanische Theologen und Philosophen entwickelten die Grundlagen des christlichen Naturrechtes: Vittoria, Suarez, Molina, de Lugo u. a. Erinnert sei auch kurz daran, daß in Spanien der Jesuitenorden mit Ignatius von Loyola seinen Ausgang nahm. Es erstanden die großen Maler Velasquez, Murillo, Greco. Dichter wie Calderon, Lope de Vega, Gongora, Cervantes u. a. schufen dem spanischen Wesen vollendsten Ausdruck und übten große Wirkungen auf die Literaturen anderer Völker aus. Der spanische Schelmenroman, vor allem Lazarillo da Tormes, hat die deutschen Dichter Moscherosch und Grimmelshausen (der abenteuerliche Simplizissimus) beeinflußt. Cervantes, dessen Don Quixote schon 1621 ins Deutsche übersetzt wurde und der schon den 1771 verstorbenen Satiriker Rabener und Wieland beeinflußte, sollte vor allem auf die deutschen Romantiker wirken. Tieck übersetzte 1799 den Don Quixote aufs neue und Immermanns Romane zeigen deutlich die Einflüsse von Cervantes Meisterwerk. Hongora y Argote, der mit seinen stilistischen Eigenheiten auch Calderon beeinflußte und sich in allen Literaturen auswirkte, ist der Erfinder des gezierten Stiles, des estilo seulto. Von ihm ist Gleim beeinflußt, und Herder übersetzte in seinen Stimmen der Völker zahlreiche Romanzen von Gongora. Herder dichtete selbst nach spanischen und französischen Quellen ein Romanzenepos, den Cid, das die Romanzendichtung bei Arnim, Brentano, Uhland, Heine, Immermann angeregt hat. Die Dramatiker Calderon, Lope de Vega, Tirso de Molina haben zwar wegen der Problematik ihres dramatischen Versmaßes (Trochäus) nicht gleich die der Shakespeareübersetzung Schlegels ebenbürtige deutsche Nachdichtung gefunden, doch haben sie größte Wirkungen ausgelöst. Goethe hat Calderon in Weimar aufgeführt und sich rühmend über die dichterische und bühnenmäßige Wirksamkeit geäußert. August Wilhelm Schlegel hat in seiner Vorlesung über dramatische Kunst besondere Aufmerksamkeit Calderon zugewandt, während er Lope de Vega weniger Interesse abgewann. Umgekehrt schätzte Grillparzer in seinen Bemerkungen zur spanischen Literatur, die an Enks Studien über Lope de Vega anknüpften, diesen höher als Calderon. Er nannte Calderon den Schiller, Lope de Vega den Goethe Spaniens. Der österreichische Dramatiker Halm übersetzte Lopes: König und Bauer. Grillparzer ließ sich von den Spaniern zu Dramen in Trochäen anregen: Die Ahnfrau, Der Traum ein Leben (in Umkehrung zu Calderons: Das Leben ein Traum). Aehnlich schrieb Müllner sein Schicksalsdrama „Die Schuld" in Trochäen. Calderons Dramen, die denen Shakespeares ebenbürtig zur Seite stehen, sind zum ersten Mal befriedigend von Eichendorff in dichterischem Geist übertragen worden. Eichendorff übersetzte auch die Rahmenerzählung „Graf Lukanor" von einem Enkel des Araberbesiegers Ferdinand des Heiligen: Don Juan Manuel. Weiter haben sich an Calderon übersetzerisch versucht: Lorinser, der dem Freundeskreise von Goerres angehörte. Goerres selbst schrieb ein Vorwort zu Clarus' „Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter". Neben Lorinser übertrug Gries Calderons Dramen. Die beste Nachdichtung Calderon'scher Dramen lieferte Guerster (C. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München). Sie tritt ebenbürtig neben Schlegels Shakespeare-Uebersetzung. In Salzburg und Godesberg ist neuestens Calderon's „Großes Welttheater" mit ergreifender Wirkung aufgeführt worden.

Wirkte so spanische Dichtung und Kultur auf deutsche Geistesentwicklung, so spielten auch manche deutsche Einflüsse nach Spanien. Der deutsche Maler Raffael Mengs wirkte von 1761 bis 1769 als spanischer Hofmaler. Ein Deutscher Böhl von Faber, aus Hamburger Kaufmannskreisen stammend, wurde zum Erwecker der spanischen Romantik. Er warb um das Verständnis für die altspanische Dichtung, schrieb in Spanisch über Calderon und Lope de Vega und gab altkastilistische Dichtungen neu heraus. Seine Tochter Cecilia de Arrom schrieb unter dem Pseudonym Ferman Caballero Romane. Sie ist die erste Vertreterin des modernen Romans und der Dorfgeschichte in Spanien. Ein bedeutender Lyriker der spanischen Nachromantik ist der in Sevilla geborene Gustafo Adolfo Becquer, der deutscher Abstammung ist. Otto Hauser hat seine schwermütigen Rimas verdeutscht. Der einflußreichste Vermittler deutsch-spanischer Kulturbeziehungen war der Kölner Johannes Fastenrath. Er schrieb selbst weniger bedeutende Gedichte nach spanischem Muster, verdeutschte zahlreiche spanische Dichtungen und übertrug deutsche Dichtungen ins Spanische, was nicht wenig zur Erschließung deutschen Geistes für Spanien beitrug. Fastenrath hat auch nach spanisch-provenzalischem Muster die Kölner Blumenspiele zur Förderung junger Dichter gestiftet. Die nationalsozialistische Regierung will die Blumenspiele erneuern und fördern.

Nicht weniger bedeutungsvoll als Fastenraths spanische Lyrik war Paul Heyses spanisches Liederbuch, das in Hugo Wolf seinen genialen Vertoner fand. Unerwähnt bleiben darf auch nicht, daß die spanische Mystik, u. a. Theresia von Avila, Johannes vom Kreuz, im katholischen Deutschland gegenwärtig starke Beachtung finden. Der katholische Akademikerverband hat die sämtlichen Werke des hl. Johannes vom Kreuz deutsch herausgegeben. In dieser Ausgabe kommen die hervorragenden Nachdichtungen seiner herrlichen Hymnen durch Kardinal Melchior von Diepenbrock erst recht zur Wirkung. Unvergessen ist auch Alban Stolz' Spanienbuch: Spanisches für die gebildete Welt.

Die moderne Literatur Spaniens wird von Miguel Unamuno und Ortéga y Gasset beherrscht, die stark von deutscher Philosophie beeinflußt sind. Leider zeigen sie noch die Wirkungen jenes liberalen zersetzenden Geistes, der in Deutschland schon geschlagen ist und Rückzugsgefechte liefert. Umgekehrt hat Spanien mit Donoso Cortes, der jetzt erst durch Carl Schmitt wirksam wird, wertvolles Gedankengut zur autoritären politischen Entwicklung im neuen Deutschland beigetragen.

Zum Schluß sei auch daran erinnert, daß sich in Spanien nördlich der Sierra Nevada, in der Nähe von Huescar, größere Siedlungen Deutscher befinden, die nur oberflächlich hispanisiert sind und in ihrem Aussehen und Wesen unverkennbare deutsche Züge tragen.

Reiche kulturelle Beziehungen verknüpfen somit Deutschland und Spanien. Möge der Sieg des nationalen Spaniens über den Marxismus die alte Freundschaft vertiefen!

Dr. Goebbels auf dem Berliner Gautag.

Eine Rede im Sportpalast.

v **Berlin, 13. Oktober.**

Der Gau Groß-Berlin der NSDAP hatte am Freitag seine politischen Leiter und Unterführer zu einem Gautag im Sportpalast aufgerufen, der durch eine Rede des Gauleiters Dr. Goebbels seine besondere Bedeutung erhielt.

Lange vor Beginn war der Sportpalast dicht besetzt. Dr. Goebbels befaßte sich zu Beginn seiner 2½stündigen Rede am Freitag abend im Sportpalast in großen Zügen mit den Hauptkennzeichen der weltpolitischen Entwicklung nach dem Kriege, die sich heute noch bei vielen anderen Völkern in immer neuen Krisen ausdrücke, während in Deutschland die allgemeine Not uns die Urquellen unserer Kraft haben finden lassen. Heute gebe es kaum ein Volk, vor dem eine so große Zukunft liege wie vor dem unsrigen. „Wir tun gut daran, niemals zu vergessen, daß es der Nationalsozialismus war, der Deutschland vom Abgrund zurückriß. Wie er allein die Kraft gehabt hat, Ordnung zu schaffen, so hat auch er allein die Kraft, diese Ordnung zu erhalten."

Dr. Goebbels setzte sich dann mit den Meckerern und Miesmachern auseinander, die man fragen müßte, warum sie nicht beizeiten das getan hätten, was der Nationalsozialismus vollbracht hat. Denn dazu war damals jedermann die gleiche Möglichkeit gegeben. Aber anscheinend seien diese Leute ehedem dafür noch nicht ausgereift gewesen. (Heiterkeit.) Der Erfolg allein sei es, der beweise, ob einer recht habe. Und deshalb solle, so fuhr Dr. Goebbels fort, jedermann heute wissen, wer mit Ideen von Anarchie, Revolte oder Aufstand liebäugele: Bei uns herrscht Ordnung! (Stürmischer Beifall.) Wehe dem, der sich an diesem Staat vergreifen will! Wir warnen Neugierige! (Große Heiterkeit.) Die Meckerer vermissen Wunder, die wir nach ihrer Meinung einst versprachen. Wir haben überhaupt nie materielle Versprechungen gemacht! Wir forderten wieder und immer wieder nur Opfer und Hingabe. Ein Paradies auf Erden konnten nur die Toren erwarten, die nicht von uns betrogen worden sind, sondern sich selbst betrogen haben. Wir können nur die Kräfte richtig ansetzen, die man uns zur Verfügung stellt. Das haben wir getan! Eine straffe, zentrale und autoritäre Führung wurde geschaffen. Wenn wir wirklich Devisen- und andere Schwierigkeiten haben, so sind wir trotzdem stärker als die anderen, weil wir über eine Führung verfügen.

Dr. Goebbels entwarf nun unter immer wieder einsetzender Heiterkeit ein Bild von den Vorgängen, die sich in den Parlamenten abgespielt haben würden, wenn es etwa gegolten hätte, das Riesenwerk der Reichsautobahnen zur Ausführung zu bringen. Möglich, so führte Dr. Goebbels weiter aus, daß die Emigranten Recht haben, wenn sie sagen, daß wir vor einem schweren Winter stehen. Unmöglich aber, daß wir vor ihm kapitulieren! Ich glaube, daß ein großer Teil unserer Parteiliteratur nicht soviele Menschen von der Richtigkeit unserer Anschauung überzeugt hat, wie das Winterhilfswerk. Andererseits darf sich selbstverständlich auch niemand, der ein Amt bekleidet, jemals von der Partei entfernen. Denn die Partei ist die Quelle seiner Kraft, ist das Bindeglied zum Volk überhaupt.

Dr. Goebbels wehrte sich in diesem Zusammenhang gegen Versuche, einen falschen Unterschied zwischen der Leistungsfähigkeit der oberen und der unteren Führer aufzustellen und betonte, daß alle zusammen es ja gewesen sind, die die Macht erobert hatten, Männer und Frauen, Alte und Junge. Auch wenn diese Männer manchmal nicht diese oder jene Fähigkeit hätten, so wüßten sie doch das Leben zu meistern, eben weil sie Charaktere seien. Das auf dem Gebiete der Arbeitsschlacht gewonnene Terrain gelte es den Winter hindurch zu halten. Daß es gehalten würde, darüber bestänken keinerlei Zweifel. Bei der Durchführung des Winterhilfswerkes würde, wie der Führer schon betont habe, ein besonderer Appell an die Vermögenden gerichtet, ein fühlbares Opfer werde von ihnen gefordert, und nicht eine protzige Geste.

Dr. Goebbels entwickelte dann vor den Amtswaltern die eigentlichen Aufgaben der Partei. Er betonte dabei an erster Stelle die unablässige Notwendigkeit, immer wieder aufs neue vom Nationalsozialismus zu predigen, von der Partei, die ja den Staat trage, der allen gehöre. Weiter mahnte Dr. Goebbels dazu, großzügig und ehrlich vorgebrachten Wünschen und Beschwerden auch ein offenes Ohr zu leihen, ohne daß man deshalb einem üblen Denunziantentum Tür und Tor öffne. Er warnte weiter vor einer Ueberorganisation, da ja Organisation niemals Selbstzweck sei, sondern immer nur Mittel zum Zweck. Es solle statt dessen darauf hingearbeitet werden, die Organisationen zu verlebendigen und Ueberflüssiges abzustoßen.

Oft werde die Frage aufgeworfen: Kommandiert der Staat die Partei oder befiehlt die Partei dem Staat? Oft werde das Wort, das der Führer auf dem Nürnberger Parteitag gebrauchte, nicht nur falsch kommentiert, sondern auch falsch zitiert. Der Führer hat nicht gesagt: Die Partei befiehlt dem Staat, sondern: Nicht der Staat befiehlt uns, sondern wir befehlen dem Staate. Das heißt: Wir Nationalsozialisten sind damit beauftragt worden, den Staat zu regieren und zu befehligen. (Lebhafter Beifall.) Der oberste Führer der Partei ist das Oberhaupt des Staates, viele Reichsleiter sind Reichsminister. Das ist zwar bis unten noch nicht ganz durchgeführt, aber was nicht ist, wird noch!

Dr. Goebbels beendete seine Ausführungen mit der Mahnung, nie zu weichen niemals vor Schwierigkeiten, so groß sie auch sein mögen, zu kapitulieren. Wir müssen unsere Aufgabe vor der Geschichte erfüllen. Wir dürfen und werden nicht nachlassen. Wenn wir stark bleiben, bleibt das Volk stark. Als Nation kann uns nichts passieren, solange die Partei fest und stark bleibt.

Die außenpolitischen Folgen des Attentats.

Pariser Pessimismus.

DNB **Paris, 13. Oktober.**

Die außenpolitischen Folgen des Anschlages auf den König von Südslawien in Marseille beschäftigen die Blätter in immer stärkerem Maße.

Das „Journal" sucht Italien gewisse Aussichten zu eröffnen, indem es schreibt, der französisch-südslawische Vertrag vom 11. November 1927, der am 28. Oktober 1932 erneuert wurde, sei nicht ein Bündnisvertrag alten Stils, sondern ein Abkommen für die Zusammenarbeit zur Aufrechterhaltung der im Rahmen des Völkerbundes geschaffenen Ordnung. Dieser Vertrag stehe Italien zum Beitritt offen.

Wissen müsse man jetzt nur, ob die Italiener, nachdem sie zehn Jahre lang den falschen Weg gegangen seien, sich nun entschließen würden, durch die Tür einzutreten.

Schon die Ereignisse in Oesterreich hätten die Italiener zu der Feststellung gezwungen, daß sie für die Aufrechterhaltung des heutigen Europas einstehen müßten.

Der „Matin" läßt sich von seinem nach Belgrad entsandten Sonderberichterstatter melden, daß die Ereignisse von Marseille ziemlich lange die Politik Barthous in Frage stellen würden. Es wäre geradezu ein Wunder, wenn es seinem Nachfolger gelingen würde, sie fortzusetzen.

Der Barthou'sche Plan einer französisch-italienisch-südslawischen Verständigung werde lange ausgesetzt werden müssen.

Italien sei das Opfer des Marseiller Verbrechens im gleichen Maße wie Frankreich; denn auch Italien habe seine Politik den Aussichten angepaßt, die die Reise des Königs Alexander nach Paris eröffnet habe. Dieser Mord habe plötzlich Wege verschlossen, die endlich geöffnet schienen. Dieser Mord habe Italien und Südslawien, die sich nun nirgends mehr treffen könnten, in eine Sackgasse gebracht. Jetzt würden sich die beiden Völker einem dritten Lande nähern.

Das „Echo de Paris" hält es für richtig, einen scharfen Vorstoß gegen Ungarn zu machen und behauptet ungeheuerlicherweise, es scheine, daß die ungarische Regierung in starkem Ausmaße wenigstens die moralische Verantwortung für den Mord in Marseille trage. Diese Verantwortung sei umso größer, als das Belgrader Kabinett seit zehn Monaten vergeblich in Budapest um Aufklärung über den Schutz kroatischer Emigranten auf ungarischem Gebiet nachgesucht habe. Das Blatt erklärt, es bleibe der Pariser und der Belgrader Regierung jetzt nichts weiter übrig, als auf Grund des Artikels 11 der Satzungen die Einberufung des Völkerbundsrates zu beantragen.

Die Leute in Budapest hätten ungestraft französische Banknoten fälschen dürfen. Sie hätten in Verletzung der Verträge Maschinengewehre und anderes einführen können. Hoffentlich würden diesmal wenigstens die Hintergründe der Ermordung des Königs von Südslawien und des französischen Außenministers geklärt werden.

Wenn sich der Völkerbund seiner Pflicht entzog, dann könne man die internationalen Folgen der Marseiller Mordtat nur fürchten.

Die „Action francaise" schreibt, der neue französische Außenminister werde sich auf alle Fälle erst einmal über die Lage klar werden müssen. Bei Betrachtung der Landkarte werde er von selbst zu der Feststellung gelangen, daß sich ein französisches Bündnis mit Sowjetrußland doch nur gegen Polen richten könne.

Laval Außenminister?

DNB **Paris, 13. Okt.**

Ministerpräsident Doumergue hatte am Freitag abend eine längere Unterredung mit dem Kolonialminister Laval, die in der Presse allgemein dahin gedeutet wird, daß die Aussichten Lavals, als Nachfolger Barthous die Leitung des Außenministers zu übernehmen, gestiegen sind. Man rechnet noch für heute nachmittag, d. h. sobald die Beisetzungsfeierlichkeiten für Barthou beendigt sein werden, mit der Lösung der teilweisen Kabinettskrise. Die Umbildung dürfte, wenn man den Voraussagen der Morgenpresse

Glauben schenken darf, auf das Notwendigste beschränkt bleiben. Außerdem gilt als wahrscheinlich, daß Herriot und Tardieu Staatsminister ohne Amtsbereich bleiben, damit durch Umbesetzung dieser Ministerposten nicht das politische Gleichgewicht des Kabinetts gestört wird. Ob die Umbildung unter diesen Umständen auch das Justizministerium betreffen wird, ist im Augenblick noch nicht zu übersehen. Als künftiger Innenminister kommt ein radikalsozialistischer Abgeordneter in Frage.

Der „Petit Parisien" berichtet, daß Ministerpräsident Doumergue am Freitag abend den französischen Botschafter in Berlin, François-Poncet, empfangen habe.

Der Einzug des jungen Königs in Belgrad.

DBN **Belgrad, 13. Oktober.**

Der junge König Peter II. hielt Sonnabend vormittag in Belgrad seinen feierlichen Einzug. Schon um 8 Uhr früh herrschte in der Stadt ein ungewöhnlich lebhaftes Treiben. Die Regimenter der Garnison zu Fuß und zu Pferde, Artillerie und die technischen Truppen nahmen in Paradeuniform in den Straßen Aufstellung, die der König durchfahren sollte. Hinter dem Spalier der Soldaten drängte sich eine ungeheure Menschenmenge. Um 9,10 Uhr trafen am Bahnsteig die Mitglieder des Regentschaftsrates mit dem Prinzen Paul und der Prinzessin Olga an der Spitze ein. Am Bahnsteig befanden sich bereits der griechisch-katholische Patriarch, der Ministerpräsident Usunowitsch mit den Mitgliedern des Kabinetts und die rangältesten Generäle. Im Augenblick, als der Hofzug in die Bahnhofshalle rollte, ertönte die Staatshymne.

Aus dem Zuge stieg als Erster der junge König im Reiseanzug. Ihm folgten die südslawische Königinmutter Maria, die rumänische Königinmutter Maria, Prinz Arsen Karageorgewitsch, der Oheim des kleinen Königs, Prinzessin Aleana, Außenminister Jestitsch, Hofminister Antitsch, Hofmarschall Dimitriewitsch, der französische Gesandte Nagyar sowie die Mitglieder der Volksvertretung und der Regierung, die dem König bis an die Grenze entgegengereist waren. König Peter II. wurde zuerst von Prinz Paul und den übrigen Mitgliedern des Regentschaftsrates begrüßt. Sodann schritt er die Front der Ehrenkompagnie ab, die durch die Garde-Infanterie gestellt wurde. Dem Patriarchen, der ihm gerührt entgegenkam, küßte der König die Hand. Der Bürgermeister von Belgrad bot ihm nach alter Sitte Salz und Brot zum Willkommensgruß. Schließlich trat Ministerpräsident Usonowitsch an ihn heran und sprach folgende Worte:

„Eure Majestät! Die Regierung und das ganze südslawische Volk begrüßen Sie auf das herzlichste und bringen Ihnen durch mich die Versicherung ihrer grenzenlosen Liebe und unerschütterlichen Ergebenheit zum Ausdruck. Sie geloben, getreulich hinter Ihnen zu stehen und das heilige Vermächtnis Ihres großen Vaters, des unsterblichen ritterlichen Königs Alexander I., des Einigers, zu erfüllen, indem sie Südslawien behüten wollen."

Der König reichte allen Würdenträgern die Hand und begab sich sodann in den Hofwartesaal, wo auf ihn die Vertreter des Senats und der Skupschtina, der Erzbischof von Belgrad und das diplomatische Korps in Galauniform warteten. Als der König den Platz vor dem Bahnhof betrat, brach die Menge in ungeheure Begeisterungsstürme aus. Der König fuhr nunmehr im Kraftwagen unter dem Jubel der Menge nach dem Schloß.

Dr. med. Horn und der blinde Passagier

Roman v. Wolf Lennart

2)

Da Coward weiter hartnäckig schwieg, sagte Boetwinyk fast brutal:

„Er scheint etwas zu suchen oder vor etwas zu fliehen — genau wie Sie!"

„Ich suche nichts, und ich fliehe nicht, Mister Boetwinyk. Ich möchte nur nicht in einer dunklen Wohnung unter lauter mehr oder weniger bekannten Leuten sterben. Ich liebe das Meer, in das ich versenkt werde."

Jetzt fröstelte Boetwinyk und lenkte hastig ab: „Die Frau ist Malerin. Wissen Sie, das ist eigentlich etwas für mich: Eine blinde Malerin! Stellen Sie sich das einmal vor! Sie reist nach Deutschland — man könnte eine Ausstellung machen. Die Bilder brauchen gar nicht besonders gut zu sein; mit diesem Schicksal könnte man viel Geld machen!"

Coward bemerkte kurz: „Wenn ich Sie nur nach diesen Worten beurteilen müßte, säße ich nicht mit Ihnen zusammen, Boetwinyk. Aber Sie sind ja gar nicht so schamlos!"

„Nana — verwünscht, Sie haben Recht, entschuldigen Sie! Aber wenn es eines Mannes Geschäft ist, fremder Leute Schicksal zu machen, kann es einem mal passieren, daß man daran denkt, aus einem Schicksal ein Geschäft zu machen. Aber ich sage Ihnen etwas, Mister Coward: Auf dieser Reise wird nicht alles glatt gehen. Ich habe eine Nase; sie ist zwar klein und eher ein Schönheitsfehler als ein Riechorgan, aber sie ist gut. Und ich rieche Sensationen auf tausend Kilometer Entfernung! Ich werde mich mal mit der Zofe unterhalten — sollte mich wundern, wenn da nicht manches klarer würde!"

„Was versprechen Sie sich eigentlich von diesem Wissen? Ich bin ja jünger als Sie, wenn man nur die Jahre zählt, aber das genügt bei mir wohl nicht. Nehmen Sie sich in acht, hüten Sie sich vor Verstrickungen in fremdes Schicksal —"

„Das ist leider mein Beruf —"

„Sie werden daran umkommen."

Boetwinyk zuckte die Achseln, brannte sich eine Zigarette an und blies die Flamme seines Feuerzeuges heftig aus. „Ich könnte Ihnen nur so antworten, daß es wie eine Phrase klänge. Aber ich muß ein bißchen Luft haben und mir Bewegung machen, entschuldigen Sie mich bitte!"

Er winkte dem Kellner, zahlte und stand auf, um hinaus zu gehen. Coward sah ihm nach und wandte sich dann wieder, um lange und ohne Bewegung zu Doktor Horn hinüber zu sehen, der seinen forschenden Blick nicht bemerkte.

Das Promenadendeck war strahlend erleuchtet; aber Boetwinyk blieb nicht hier, sondern stieg eine der schmalen Eisentreppen empor, die zum Bootsdeck führten. Hier brannten nur wenige elektrische Birnen in dickwandigen Glasglocken, um jede der Leuchten schwirrten Insekten. Einen Augenblick lang überlegte Boetwinyk, ob die Tiere vom Lande herübergeflogen seien; aber nein, sie gehörten wohl zum Schiff, zarte, summende, glasflüglige Fahrgäste, von denen nur wenige den Möven der Zwischenhäfen entgehen würden, und der Rest würde in der nördlichen Kühle umkommen. Aber es war lächerlich, sich mit derlei Sentimentalitäten abzugeben.

Er war mit zwei Schritten aus dem Lichtkreis der Lampe getreten, vor ihm wölbte sich die Wand eines der Rettungsboote. Er ging langsam weiter, hielt sich im Dunkeln, hatte das Gefühl, sehr allein, alt und hilflos zu sein und empfand dabei — was ihn tief erschreckte — eine Art von innerlicher Befriedigung. Er hatte so wenige Augenblicke einer Einkehr, eines Ausruhens und Nachdenkens über sich; sein ganzes Leben verging im Grübeln für andere.

Er bildete sich freilich nie ein, daß er dies aus Edelmut oder Menschenfreundlichkeit tue; es war ein Beruf, nicht mehr — seine Menschenverachtung war gestiegen, seine Skepsis immer bestätigt worden. Und nun hatte ihm, vor fünf Minuten, dieser lungenkranke Engländer etwas gesagt, hatte ihm, der ganz ernsthaft an eine Verwertung der Blindheit Konstanze Horns gedacht hatte, einen Schlag versetzt, der ihm im Herzen brannte. War er wirklich so schamlos, war dies wahrhaftig ein Geschäft, das sich auf anständige Weise nicht vertreten ließ?

Er trat dicht an den Rand des Schiffes, der hier oben, vor den ausschwenkbaren Booten, ohne Geländer und haushoch über der Meeresoberfläche war, und sah hinab. Es war dunkel, aber der Mond kam schon herauf, bald würde die Fläche des Ozeans wie flüssiges Silber leuchten. Man konnte die Bugwellen sehen, der Schaum wirkte unnatürlich weiß, er schien über einem Abgrund von Schwärze zu schwimmen; noch niemals hatte Jan Boetwinyk so sehr das Gefühl der bodenlosen Tiefe gehabt, über der das Schiff dahinschwamm. Das Licht aus dem Promenadendeck und den Kabinen war dünn und hilflos vor der unerbittlichen Schwärze unten. Man konnte nur an dem dahinschießenden Schaum sehen, wie schnell die „Atlanta" fuhr.

Er wußte nicht, wie lange er so stand; er hatte jedes Gefühl für Zeit verloren und starrte trübe, plötzlich ein alter Mann in zu jugendlicher, geckenhafter Kleidung, hinab und auf die Weite vor sich. Da hörte er Stimmen in seiner Nähe, zwei Frauen sprachen. Sie sahen ihn nicht hinter dem Boote; aber als sie einige Schritte weitergingen, konnten seine jetzt an die Dunkelheit gewöhnten Augen die beiden erkennen. Es waren Konstanze Horn und ihre Zofe.

Einen Augenblick lang hatte er die Empfindung, er müsse vortreten, sich bemerkbar machen und es vermeiden, eine zufällige Situation auszunutzen. Dann aber überwog seine Neugier, die er als berufliches Interesse zu entschuldigen suchte, und er bemühte sich, die Unterhaltung zu verstehen.

Konstanze und die Zofe sprachen leise, doch nicht so, als ob sie ihre Zwiesprache vor jemand zu verbergen hätten. Boetwinyk hörte als erste die Stimme Konstanze Horns.

„Und Sie glauben, daß es keine Schwierigkeiten machen wird, ohne Zeugen —"

„Ich habe mit der Schwester gesprochen. Sie heißt Agnes. Ein junges Mädchen, scheint ein bißchen verliebt in den Doktor zu sein."

Es kam Boetwinyk vor, als sei Konstanzes Stimme mißmutig, als sie antwortete:

„Das wird nicht viel auf sich haben. Sie haben ihr also gesagt, daß ich — daß eine augenkranke Frau ihn morgen aufsuchen wird?"

„Wie Sie es mir auftrugen."

„Und ohne meinen Namen zu nennen?"

„Ja."

„Ich möchte nämlich —"

Boetwinyk hatte den Eindruck, als ob Konstanze Horn nach einer einleuchtenden Erklärung dieser immerhin sonderbaren Forderung suchte, während sie langsam fortfuhr:

„— ich wünsche nicht, daß Doktor Horn sich befangen fühlt, wenn er vorzeitig erfährt, wer ihn sprechen will —"

„Ich verstehe das vollkommen."

„Weiß diese Schwester, wer ich bin?"

Boetwinyk mußte sich anstrengen, um die Antwort der Zofe zu verstehen da die beiden sich nun entfernten.

„Das ließ sich nicht vermeiden, schließlich mußte sie die notwendigen Notizen machen."

Boetwinyk kam hinter dem Boot hervor und strich sich nachdenklich über das Kinn. Also er hatte recht gehabt, natürlich; die Frau wollte sich nun dem Mann wieder nähern. Sie war, anscheinend ziemlich plötzlich, hilflos geworden — vielleicht sollte er sie in ein Krankenhaus begleiten. Es war eigentlich nicht so sonderbar und erstaunlich was da vor sich ging. Und keineswegs sensationell — aber irgend etwas in Boetwinyk sagte ihm, daß die Dinge nicht so einfach lagen.

Agnes hieß die Krankenschwester — er bekam Lust, sich das Mädchen anzusehen.

Als Boetwinyk auf das Promenadendeck hinunterkam, mußte er sekundenlang blinzeln, ehe er sich an das Licht gewöhnte. Er ging an den Gesellschaftsräumen vorbei; im Rauchsalon saßen an mehreren Tischen Damen und Herren beim Bridge, im Tanzsaal war auch noch Bewegung. Es war eine schwüle Nacht, eine jener Nächte, in der jede Spannung sich vervielfacht, aufgeladen wird wie eine Leidener Flasche. Die Atmosphäre vibrierte elektrisch. Jan Boetwinyk ging weiter, sah flüchtig Coward, der nachdenklich gegen die Decke starrte, fand sich schließlich an den Fenstern, die zu den Räumen des Arztes gehörten. Hier blieb er stehen. Die Kabine Doktor Horns war dunkel, aus dem Nebenraum schimmerte ein schwaches Licht, das wohl durch den Spalt einer Tür im Innern fiel — aber das ließ ihn nicht innehalten.

Er hörte Gesang, ein deutsches Lied; der helle, ungeschulte Sopran hatte eine erstaunliche Süße; der alte, abgebrühte, wirklich nicht sentimentale Boetwinyk fühlte den Ton wie einen zarten Finger, der ihm über das Herz fuhr. Er erinnerte sich augenblicklich daran, daß er einmal ein kleiner Junge gewesen war, ein hübscher, beweglicher kleiner Kerl, keine Spur von dem verfetteten älteren Herrn von heute. Er erinnerte sich einer Stimme, die ihn in Schlaf gesungen hatte — die Stimme war ganz anders gewesen, tiefer und viel weniger rein; aber es war die Stimme seiner Mutter gewesen, und bei ihren Tönen wurde das Herz des kleinen Jan damals immer ganz besänftigt und selig und sicher. Warum mußte er daran denken, während der zarte Sopran drinnen ein deutsches Lied sang? Es war ein altes Lied, wahrhaftig, ein Schlaf- und Trostlied, ganz belanglos, er hatte es tausendmal gehört, von Mädchen, von Frauen, in Häusern und auch auf Konzertpodien als volkstümliche Zugabe verwöhnter Sängerinnen in strahlenden Abendkleidern.

Aber nie, niemals hatte ihn das Lied so erschüttert, so erinnert, daß er den Duft der Jugend zu riechen vermeinte, das kleine Schlafzimmer sah, die bunten Kretonnevorhänge, durch die sogleich beim Auslöschen des Gaslichtes das Fensterkreuz schwarz, geheimnisvoll und ein wenig zum Fürchten hereinschimmern würde.

Dann riß er sich zusammen, spürte jäh, daß er nicht mehr der kleine Jan sei, sondern der Impresario Boetwinyk, und wußte, daß er hier vielleicht die Sensation habe, die er unablässig suchte. Er litt nicht an Zaghaftigkeit, wartete aber doch, bis das Lied zu Ende war, und drückte dann behutsam die Klinke der Tür nieder, die in das Sprechzimmer des Schiffsarztes führte.

Die Tür war nicht verriegelt, er trat ein und erschrak. Da saß bei einer kleinen Lampe ein junges Mädchen in Schwesterntracht, das den Kopf in die Hände gelegt hatte und weinte. Er wollte sich schon zurückziehen — Frauentränen waren immer die Gefahr seiner Erfolge gewesen — als das Mädchen aufblickte, ihn sah, schnell die Tränen trocknete und fragte, womit es ihm dienen könne.

„Ich hörte Sie vorhin singen, verzeihen Sie mein Eindringen. Ihr Lied hat mich an vieles erinnert. Singen Sie gern?"

Agnes sah den dicken Mann erstaunt an und mußte flüchtig lächeln. „Gewiß — warum? Deshalb kamen Sie her?"

„Ja — nur deswegen. Mein Name ist Boetwinyk, Jan Boetwinyk."

Sie neigte den Kopf, zeigte, daß sie keine Ahnung hatte, wer vor ihr stand.

Er schien sich darüber zu freuen. „Sie kennen mich nicht, natürlich — ich hatte ein paarmal das Glück, Menschen den Weg zu ebnen —"

Sie sah ihn noch verständnisloser als vorher an.

Er nickte: „Ich bin Impresario — für Schauspieler, Sänger, alle Künstler. — Wissen Sie, mein Kind, daß Sie eine wunderbare Stimme haben? Ein Jahr Unterricht in Berlin — bei einem großen Stimmbildner, einem berühmten Lehrer — und ich stelle Sie auf jedes Konzertpodium der Erde."

Er sah in ihre offenen und fast entrüstet blickenden Augen und beeilte sich, weiterzureden: „Glauben Sie nicht, daß ich Sie jetzt mit irgendeinem Vorschlag überfalle. Ich sage Ihnen meine Meinung, nichts anderes. Denken Sie nur darüber nach; ich stehe immer zu Ihrer Verfügung, ich kann warten. Aber ich wäre glücklich, wenn Sie das Vertrauen zu mir hätten, daß da nicht nur ein alter dicker Mann steht und Ihnen Komplimente macht, sondern daß ich etwas davon verstehe, und daß ich es ehrlich meine. Ich habe fast das ganze Lied gehört, das genügt mir. Ihre Stimme — Sie sind noch sehr jung, es ist die beste Zeit zum Lernen und Arbeiten — ist herrlich. Glauben Sie auch nicht, daß ich Ihnen nun etwa ein leichtes Leben verspreche! Sie müssen viel mehr arbeiten als hier, viel härter viel bitterer oft — und haben später zwar viel Geld und Ruhm und anderes; aber wenig Zeit für sich. Wenn Sie mir folgen, gehören Sie nach einem Jahr der Welt und nicht mehr sich selbst. Aber freilich — es ist wohl ein anderes, reicheres, größeres Leben als das einer Krankenschwester. Ich bin immer für Sie da, ich warte auf Ihre Entscheidung — ich, Jan Boetwinyk, denken Sie darüber nach!"

Es war seine berühmte erste Rede bei jeder Entdeckung. Die Warnung, beinahe Abwehr, die dennoch warb, keine Schwierigkeit verhehlte und doch lockte — noch nie hatte die Rede sich als unwirksam erwiesen.

Und trotzdem erschrak er beinahe, als das junge Mädchen nach seinen letzten Worten aufsprang und vor ihn hintrat. Ihre Augen, blank vom Weinen vorhin, forschten in den seinen: „Ist das wahr, was Sie sagen? Und wenn ich Sie beim Wort nehme?"

„Ich schwöre Ihnen —"

„Gut. Ich kann meinen Dienst hier jederzeit aufgeben — es hat wohl nicht mehr viel Sinn, hier bei Doktor Horn zu bleiben, der mich kaum sieht. Ich gehe in Deutschland von Bord — wenn ich mich auf Sie verlassen kann!"

Er nahm ihre kleine, feste Hand und drückte sie warm. Dabei dachte er: „Weshalb so schnell — welcher Grund? — Das Gespräch vorhin auf dem Bootsdeck — Eifersucht? — Sie ahnt und fürchtet den neuen Zusammenschluß der Eheleute — für mich gut — für sie gut — welch ein glücklicher Zufall am ersten Abend der Reise!"

Er machte eine Verbeugung, als sei sie bereits die gefeierte Sängerin, die er aus ihr machen wollte, und ging mit seinem bekannten jugendlich federnden Schritt hinaus. Agnes sah ihm nach, setzte sich langsam und ließ den Kopf wieder auf die Arme sinken.

Obwohl Boetwinyk wußte oder doch mit Sicherheit ahnte, daß nur besondere Gründe das Mädchen — da fiel ihm ein, daß er ihren Namen noch gar nicht kannte! — bewogen hatten, ihm so rasch Gehör zu schenken, war er wie betrunken. Ja er ging, als habe er reichlich Alkohol genossen. Er kannte und liebte diesen Rausch; er war ein Quartalssäufer des Ruhmes, des fremden Ruhmes, den er wie die Blume eines süffigen Weines verkostete. Er vergaß, wie er aussah, er fühlte sich als eine kleine Gottheit unter den Menschen, die Neues schaffen würde.

So kam er zu Coward, der immer noch lässig an der alten Stelle saß und ihm entgegensah. Boetwinyk ließ sich in den Sessel gegenüber dem Todkranken fallen und atmete glücklich und geräuschvoll. Coward sah ihn an. Es erschien Boetwinyk seltsam, aus wie großer Ferne der Blick kam, der ihn musterte. War es wirklich nur der Blick eines Mannes, der als letzter Erbe seefahrender Normannen oder Angeln dieses Blaugrün der Ferne, diesen Blick von Fischern und Seeleuten besaß — oder war es schon das Schauen aus einem anderen Bezirk der Seele, einem fernen Lande — jenseits, jenseits alles dessen, was Boetwinyk nahe und vertraut war?

Er erschauerte mitten in seinem sonderbaren Rausch, kam wieder zu sich, nickte strahlend hinüber: „Gefunden, Mister Coward, in der ersten Nacht der Ueberfahrt. — Was sagen Sie dazu?"

Cowards leise Stimme fragte zurück: „Was haben Sie gefunden?"

„Ein Talent, ein — ein Genie. Eine Stimme, Coward, ich habe eine Stimme gefunden, die wir beide in einem Jahr nicht mehr erkennen werden!"

„In einem Jahr bin ich tot!"

Boetwinyk stotterte: „Oh, verzeihen Sie, wir alle wissen nicht — man soll nie über seine Zukunft verfügen —"

„Warum nicht? Ich kann es, ich tue es seit mehr als fünfzehn Jahren — Erzählen Sie mir aber ruhig mehr von ihr, von der Stimme."

„Ich war oben auf Deck, auf dem Bootsdeck oben; da kam Frau Horn und ihre Zofe, ich mußte ein kurzes Gespräch mit anhören — aber das hat nichts mit meiner Entdeckung zu tun —"

Er bemerkte es nicht, wie das Gesicht Cowards sich verfinsterte; und wenn er es gesehen hätte, wäre ihm der Grund vollkommen unverständlich gewesen. Er fuhr vielmehr, munter, lebhaft, wieder im alten gehobenen Zustand, fort und berichtete, wie er vor den Räumen des Arztes den Gesang gehört habe und die Sängerin entdeckt und gesprochen habe.

„Sie wird ihr Wort halten, sie ist einer dieser deutschen Menschen, die kein Wort brechen, das sie einmal gegeben haben; selbst wenn sie später nicht mehr ganz der gleichen Meinung sind. Ich war ja selbst überrascht, daß es so schnell ging so glatt! Wahrscheinlich war sie in den Doktor verliebt und hat nun Ursache, anzunehmen, daß die getrennten Ehegatten wieder zusammenkommen und ihre Aussichten gleich Null sind. — Was haben Sie denn?"

Coward hatte einen seiner schrecklichen Hustenanfälle bekommen, er kämpfte mit der Luft, er kämpfte um die wenige Luft, die sein Blut brauchte, um dünn und halb erwärmt den müden Körper zu durchfließen. Nach einigen Minuten hatte er sich wieder beruhigt, lag wachsgelb im Sessel, hauchte leise: „Sie meinen, sie werden zusammenkommen?"

„Was — wer? Der Doktor Horn und seine Frau? Wahrscheinlich, ziemlich sicher. Sie hat nicht viel außer dem Gedanken daran in ihrem schönen Kopf, wie es mir vorkommt."

„So so —"

„Aber das hat doch nichts mit meiner Entdeckung zu tun — oder doch nur sehr wenig. Passen Sie auf —"

Aber Coward war nicht geneigt, aufzupassen; oder er konnte es im Augenblick nicht. Sein Gesicht war fahl, er hatte die Augen geschlossen, und die langen, dürren Finger zuckten leicht auf den Lehnen des Sessels. Boetwinyk beugte sich vor, ein wenig erschreckt und ärgerlich, daß der einzige Zuhörer zu versagen schien.

Der Engländer flüsterte nur: „Entschuldigen Sie — sehr matt — gern — morgen —"

„Aber natürlich, natürlich —"

Der Erste Offizier ging gerade vorbei, sah Coward an, dann Boetwinyk.

Der schüttelte den Kopf und trat zu ihm. Er zog den Offizier beiseite und meinte halblaut: „Keine Sorge, ein Hustenanfall — kein Grund zur Sorge." Und fügte lauter hinzu: „Ich promeniere noch ein wenig, Mister Coward!"

Coward bewegte nur zustimmend und gleichgültig die Hand.

Boetwinyk ging neben Fabricius weiter: „Denken Sie, ich komme da an der Arztkabine vorbei — höre Gesang, eine Mädchenstimme, Sopran, eine süße, reine und sinnliche Stimme. Sie verstehen mich, warm, voll. Ein Mensch von Fleisch und Blut, den der Himmel begnadet hat. Ich trete ein — es ist die Krankenschwester — Sie kennen sie wohl gar nicht?"

Fabricius schüttelte den Kopf. „Ich habe sie ein- oder zweimal gesehen, ganz flüchtig. Also die kann singen?"

„Sie kann singen, ja — aber sie wird erst lernen, was sie alles kann! In einem Jahr! —"

Fabricius lachte. „Da fahre ich also mit einer künftigen Primadonna zusammen, und sie als Krankenschwester verkleidet?"

Boetwinyk sagte pathetisch: „Wir wissen niemals, neben wem wir gehen, wer mit uns reist, nie —"

Fabricius sah über das nun silberne Meer mit einem Blick, als sehe er über die Ebenen des baltischen Landes, über die Aecker und Weiden, die Dörfer und Weiler, deren Patron seine Vorfahren gewesen waren, und sagte schwer: „Nein, das wissen wir wohl nie, Herr Boetwinyk."

Er sah nach der Uhr, dachte: „Ich muß mir das Mädchen ansehen, ich bin auf einmal neugierig geworden, der Kerl ist ein Schwätzer, aber kein Lügner — wie komme ich jetzt noch zu ihr?"

Er hatte einen Einfall, sagte hastig: „Elf Uhr vorbei — ich muß nochmal nach unserem verletzten Stauer sehen. Ein Mann hat sich beim Laden zu guter Letzt den Arm gebrochen. Auf Wiedersehen, gute Nacht, Herr Boetwinyk."

Und er ging mit dem schlenkernden, langen Schritt des baltischen Grundbesitzers über das Deck der „Atlanta", um zum Krankenraum zu gehen, in dem der Stauer Wilhelm Kickert lag.

Der Steward, der die Kabinen 18 bis 24, C-Deck, zu betreuen hatte, trat an Doktor Horn heran — er hatte ihn nach längerem Suchen in der Funkbude angetroffen, wo der Arzt sich mit dem jungen Funker Schneider unterhielt — und meldete ihm, Mister Coward von Kabine 22 lasse ihn einen Augenblick bitten.

Horn ahnte nichts Gutes. Sollte der Engländer wirklich auf dieser Reise? Er stand schnell auf und folgte dem Steward hinunter. Aber seine Befürchtungen wurden angenehm enttäuscht. Coward hatte sich zwar schon niedergelegt; aber er sah nicht anders aus als sonst, und die Bewegung, mit der er ihm zuwinkte, Platz zu nehmen, sah fast leichtfertig aus, wie es Horn vorkam.

Coward hatte sich die Kissenstütze, ohne die er nie reiste, aufstellen lassen, und saß also mehr, als daß er lag im Bett. Er betrachtete aufmerksam Horns ruhige Züge. „Wenn meine Bitte Sie bei einer wichtigen Beschäftigung gestört hat, Herr Doktor Horn, so muß ich mich entschuldigen — ich habe keinen medizinischen Grund, Ihre Anwesenheit zu wünschen." Er machte eine Pause.

Horn dachte: „Wie gewählt beinahe geziert er spricht. So redet man nur, wenn man sich einen Vordergrund schaffen will um den Hinter-, den Untergrund nicht durchblicken zu lassen. Was —"

Aber da sprach Coward schon weiter: „Einen Menschen wie mich empfindet man als Last, als Bedrohung. Die meisten Hotels lehnen es ab, mich aufzunehmen — ich scheine wohl allen eine unsichtbare Sense in der Hand zu tragen. Man sollte das Gegenteil tun. Klage ich? Zeige ich nicht, wie heiter man dies — diese Dinge nehmen kann, wie überlegen man dem Unabwendbaren gegenüber wird?"

Horn zuckte ein wenig ungeduldig die Achseln. „Weshalb erzählt er mir das? Schwatzsucht eines Kranken? Armer Kerl, birgt seine Angst hinter einer philosophischen Weltbetrachtung —"

Coward deutete seinen Gesichtsausdruck richtig und sagte: „Oh nein, Doktor, Sie irren sich, wahrhaftig — aber darum bat ich Sie nicht her. Was denken Sie über die Frauen?"

Horn sagte grob: „Sie sollten schlafen, Mister Coward. Sie machen sich überflüssige Gedanken. Es ist Mitternacht."

„Die Geisterstunde. Auf den alten Seglern gibt es jetzt allerhand zu sehen. Mancher siehts auch hier. Boetwinyk geht herum und entdeckt Talente, ein Mädchen singt und aus ihrer Kehle rinnt Gold, eine Frau blickt um sich, ohne zu sehen, und ein Mann sieht sich um, ohne zu erkennen."

Er sprach so ruhig, daß Horn Angst bekam. Es klang wie Delirium, vielleicht stand es schlimmer um Coward als er gedacht hatte. Er zog den Stuhl näher und faßte nach der Hand des Engländers, um den Puls zu fühlen. Das Herz schlug langsam, es konnten nicht mehr als sechzig Schläge in der Minute sein, der Puls war dünn, flach, aber ziemlich regelmäßig.

Coward lächelte. „Nein, nein, es fehlt Ihnen nur der Schlüssel! Atlante! Atlanta — erinnern Sie sich? Sie war die schönste und schnellste Läuferin, und man holte sie nur ein, weil man ihr goldene Aepfel in den Weg warf, die sie auflas. — Sie haben Ihre Frau lange nicht gesehen, Doktor Horn?"

Horn zuckte zusammen, starrte den Engländer an, fragte brüsk: „Was geht meine frühere Frau Sie an?"

„Ich habe Bilder von ihrer Hand gesehen —", das war gelogen, „— wenn ich nicht irre, auch ein Porträt von Ihnen."

Horn bemerkt plötzlich, daß er noch immer Cowards rechte Hand am Gelenk hielt. Er warf sie beinahe fort, als brenne ihn die Berührung, und fragte zurück: „Und wenn mich das nicht im mindesten interessierte? Mit welchem Recht —?"

Coward unterbrach ihn: „Mit gar keinem. Aber es interessiert Sie, deshalb nahm ich mir die Freiheit — Sie werden es Unverschämtheit nennen! —, als fremder Mensch solche Frage an Sie zu richten."

„Allerdings. Ich kann Ihrer Kennzeichnung nichts hinzufügen. Im übrigen glaube ich, daß Sie meiner gegenwärtig kaum bedürfen."

„Ich danke, nein. Alle, die Atalante nicht einholen konnten — und das waren bis auf den letzten alle — wurden getötet. Gute Nacht, Herr Doktor!"

„Gute Nacht."

Horn ging wütend hinaus und traf draußen auf Jan Boetwinyk, der gerade in seine Kabine, Nummer 19, gehen wollte.

Der kleine Impresario machte runde Augen: „Was ist los mit Mister Coward?"

Horn brummte: „Mischt sich in Dinge — Nein, nichts, kein Grund zur Aufregung, durchaus kein Grund."

Boetwinyk sah ihm nach und sagte, ohne darauf zu achten, ob Horn die Worte hörte oder nicht: „Na, Aufregung scheint schon da zu sein —"

Erhard Horn ging noch lange auf Deck hin und her, ehe er sich niederlegte. Sein letzter Gedanke vor dem Versinken in einen bleiernen Schlaf war:

„Ich hätte in Rio an Land gehen sollen, ich hätte Konstanze sehen können." —

*

Nikolaus Fabricius galt bei allen, die ihn kannten, für phlegmatisch. Als ein junger Mann von dreißig Jahren, dessen Wesen ebenso breit, getrost und beruhigend war wie sein breiter, geruhsamer Dialekt! Dieser Eindruck wurde durch seine ungewöhnliche Größe, mehr als zwei Meter, noch verstärkt. Und in der Tat machte er dieser Anschauung Ehre und schien es nur seiner Gelassenheit zu danken zu haben, daß noch keine der reisenden Damen — der allein reisenden zumindest — auch nur den geringsten Erfolg bei ihm hatte verzeichnen können.

Aber Fabricius hatte nicht nur eine gelassene Seele, sie war auch zart, scheu, leicht verletzlich, war nur künstlich und mühsam gegen äußere Einflüsse geschützt. Er hätte es nicht genau sagen können, was ihn bewog, plötzlich auf die Krankenschwester Doktor Horns neugierig zu sein; er wußte nur, daß es keineswegs die romantisch klingende Entdeckung des Holländers war, die ihn zu den Räumen des Arztes trieb.

In Wahrheit suchte Nikolaus Fabricius etwas. Manchmal wurde die unbestimmte Sehnsucht in ihm zu einem wütenden Schmerz.

Er hatte mit seiner Vermutung, Schwester Agnes werde bei dem verletzten Stauer Kickert sein, zwar recht; denn als er leise die Tür öffnete und in den Krankenraum hineinsah, erkannte er den Mann, den er zuletzt bei der Ladearbeit gesehen hatte. Kickert lag, seltsam dunkel aussehend, in dem weißen Bett. Er schlief nicht, machte zu Fabricius hin eine kleine Bewegung, und lachte zur Seite, wo in einem Stuhl Agnes saß und mit seitlich gesunkenem Kopf schlief. Sie hatte, unaufgefordert und im Grunde überflüssig, die Nachtwache bei Kickert übernommen, der ohne starke Schmerzen aus der Narkose aufgewacht war und nun mit dem Gefühl eines großartigen Urlaubs im Bett lag. Ihr Schlaf war leicht; aber Fabricius konnte trotz seiner Größe leise wie eine Katze auftreten. Er kam einen Schritt näher und betrachtete ihr Gesicht.

Da war der Schmerz wieder und diese törichte, sinnlose Sehnsucht! Wie sanft sie ruhte! Der Kopf war auf die linke Schulter gesunken, das reine, fast kindliche Profil war ihm zugewendet. Ihre Brust hob und senkte sich, die Flügel der Nase bewegten sich beim Atmen, die hoch gezeichneten Brauen gaben dem Gesicht einen etwas verwunderten Ausdruck, und auf der Stirn lag ein Schatten wie eine Frage, die keine Antwort fand.

Nikolaus Fabricius sah sie an und mußte sich beherrschen, um nicht nahe heranzutreten und sie behutsam zu streicheln. Er blickte etwas verlegen auf Kickert, der keine Ahnung von seinen Gedanken haben konnte, und ging ebenso leise, wie er gekommen war.

Draußen aber stand er lange an der Reling, schüttelte den Kopf und sagte zuletzt laut und sehr zum Erstaunen zweier Engländerinnen, die gerade vorübergingen und niemanden sahen, zu dem er hätte sprechen können: „Dieser Fabricius wird einmal Philosophie studieren müssen, um seine Unfähigkeit vor sich selbst rechtfertigen zu können."

Das hatte der Lehrer im Griechischen, Professor Böhlert, vor einer Ewigkeit zu ihm gesagt. Und Böhlert selbst war keine sechs Monate später im Aufruhr erschossen worden.

Der Quartiermeister Lehnbusch kam vorbei und rief ihn an. Fabricius drehte sich um. Da stand Lehnbusch, der Berliner, stand sicher auf seinen beiden Beinen, lachte zuversichtlich und steckte beide Hände in die Taschen seiner blauen Jacke: „Dolle Nacht heute, Herr Fabricius. Wenn das Wetterchen immer so bleibt, können wir uns gratulieren."

Fabricius runzelte die Brauen. Er lachte immer über Aberglauben, aber es war ein starkes Stück, am Anfang der Reise so lästerlich zu reden — und zu Kapitän Hollmann hätte der Berliner es wohl auch kaum gesagt. Er fragte: „Sagen Sie mal, Lehnbusch, welche Kabine hat eigentlich Frau Horn, erste Kajüte?"

„Horn, wartense mal, das is doch die Malerin mit Zofe — sechzehn A und B, Deck C. Hübsche Frau, was?"

„Ja — danke schön, Lehnbusch."

„Oh bitte —"

Lehnbusch spazierte weiter, wohlig und zufrieden. Die Abfahrt war vorbei, man schwamm, jeder hatte seinen Platz und er konnte sich, so lange das Wetter sich nicht sehr verschlechterte, ausruhen.

Die strahlenden Lichter der „Atlanta" hatten sich, eines nach dem andern, verdunkelt. Die Positionslampen brannten und einige Stellen des Decks waren noch erhellt, im übrigen fuhr das Schiff schweigend und düster dahin. Der Himmel war tief dunkelblau, mit einer Unzahl von Sternen besät, die auch von dem Mond, der das Wasser versilberte, nicht überstrahlt wurden. Die bewegte Luft strich wie ein unablässiger warmer Hauch über den Dampfer.

Konstanze konnte nicht mehr einschlafen. Sie war nach einem Traum, an den sie sich nicht erinnerte, außer, daß er schreckhaft und traurig gewesen war, erwacht und lag nun still und lauschend im Bett. Jetzt träumten wohl alle hier auf der „Atlanta", ihre Wünsche wollten sich verworren und unsicher äußern, frei von der Beherrschung des Tages. Unten im Schiffsbauch lagen sie in engen Kabinen, Bett über Bett, wie in Schachteln oder Schränken, Menschenschränken, die sie für den nächsten Tag aufbewahren sollten.

Sie dachte an die Vielzahl der Schicksale — sie dachte an ihr eigenes Schicksal. Die Kunst! Was war die Kunst für sie? Ihre Sehnsucht als Mädchen, als kleines Kind schon, das sich lieber die Puppen malte, als mit künstlichen Geschöpfen aus Porzellan, starräugig und ungelenkig zu spielen. Sie dachte an die Zeit, als sie, halb gegen den Willen ihrer Eltern, in Berlin auf der Kunstakademie arbeitete und plötzlich ein Nachlassen ihrer Sehkraft bemerkte. Sie erinnerte sich der rasenden Angst und der unbändigen Sehnsucht, alles zu opfern, um weiter sehen zu dürfen.

So war sie zu Ehrhard Horn gekommen, dem jungen Arzt, der schon damals einen großen Namen hatte. Wieder fühlte sie seine behutsame Berührung — aber es war nur der warme, halbtropische Wind, der ihre Wange streichelte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Kreise Ahaus

Aus der Stadt Ahaus

Ahaus, den 14. Oktober 1934.

Walzer und Märsche!

So lautet die Ankündigung der „Städtischen Kapelle" für ein heute abend 8 Uhr im Jugendheim stattfindendes Konzert. Man hat den Zug der Zeit erfaßt und bei der Programmgestaltung die Tatsache in Rechnung gestellt, daß Musik belebend wirken muß. Walzer und Märsche sind geeignet, jeden Zuhörer zu fesseln und in engen Kontakt mit den Darbietungen zu bringen. Was nutzt alle schwere Musik, wenn sie nicht verstanden wird? Rhythmus und Melodien-Reichtum geben der Musik was sie sein soll: Die Kunst, den Menschen fröhlich zu stimmen. Daß unsere „Städtische Kapelle" in der Lage ist, allen Ansprüchen zu genügen, ist hinlänglich bekannt. Ein Konzert der „Städtischen" ist immer schon ein Ereignis. Der Besuch kann daher wie immer nur empfohlen werden.

Eine Allee von 89 Ulmenriesen wird gefällt

Das unaufhaltsame seuchenartige Fortschreiten der Ulmenkrankheit beraubt uns in nächster Zeit wieder einer großen Naturschönheit. Die Ulmen an der Adolf-Hitler-Straße gegenüber dem Bahnhof waren in den letzten Jahren so schwer anfällig, daß ein großer Teil, namentlich die stärksten nach der Stadtseite zu, völlig absterben. Sie verloren die Blätter und Rinde und machten als tote Riesen inmitten der grünen Natur einen trostlosen Eindruck, sodaß der Provinzialbauverwaltung als Besitzerin der Straße nichts anders übrig blieb, als zum Radikalmittel des Fällens sämtlicher 89 Bäume bis zum Bahnübergang und teilweise darüber hinaus zu greifen.

Vor einigen Tagen fand nun die Versteigerung der zum Tode verurteilten Baumriesen auf dem Stamm in Gegenwart zahlreicher und kauflustiger Bieter statt. Die Bäume erzielten sehr gute Preise, sie wurden in 2 Losen verkauft, von denen das eine an einen Wessumer, das andere an einen Stadtlohner Holzindustriellen durch Höchstgebot fiel. Die Gebote beliefen sich zusammen auf etwa 4100 M. Mit dem Fällen wird in der nächsten Woche begonnen. Dann verschwindet mit der Ulmenallee ein Wahrzeichen unseres östlichen Stadtbildes und ein stolzer Anblick für Einheimische und Fremde. Das unumgängliche Austilgen dieses grünen, himmelanstrebenden Punktes im Stadtbild wird hoffentlich zur Folge haben, daß jetzt Bäume angepflanzt werden, die einerseits seuchenfest sind, anderseits in den hiesigen Boden und in das Landschaftsbild passen.

Hoher Besuch in Ahaus

Gestern (Samstag) weilte der Präsident der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung in Berlin, Geh. Dr. Syrup, in Ahaus und stattete dem hiesigen Arbeitsamt einen Besuch ab. Der hohe Gast nahm nach Erledigung seiner dienstl. Angelegenheiten Gelegenheit, das im neuen äußeren Gewande erstandene herrliche Schloß Ahaus zu besichtigen. In seiner Begeitung befand sich der Präsident des Landesarbeitsamtes Dortmund, Gärtner, der ein Sohn des früheren Landrats des Kreises Ahaus (1883—1895) und als solcher ein geborener Ahauser ist.

Für Zusatzrentenempfänger

Die Kreisfürsorgestelle in Ahaus teilt uns mit, daß die Zusatzrenten für den Monat Oktober 1934 am Montag, den 15. ds Mts. zur Auszahlung gelangen.

Es wird gleichzeitig darauf aufmerksam gemacht, daß Renten f. d. Elternpaare, Elternteile u. Witwenbeihilfenempfängerinnen auf Grund der neuen Zusatzrentenbestimmungen ab 1. Oktober ds. Js. nicht wie bisher durch die örtliche Kommunalkasse bezw. an die Empfangsberechtigten unmittelbar ausgezahlt werden, sondern auf Anweisung des Versorgungsamtes in Münster zusammen mit den Versorgungsgebührnissen bei den örtlichen Postanstalten zum 1. jeden Moncts zur Auszahlung gelangen.

Legden

Versetzung. Herr Vikar Werdelhoff wurde von der bischöflichen Behörde als Vikar nach Epe versetzt. Dem scheidenden Vikar, der 7 Jahre in aufopfernder, vorbildlicher Weise hier gewirkt hat und sich großer Beliebtheit erfreut, ein herzliches Lebewohl.

Silberhochzeit. Ihre silberne Hochzeit konnten die Eheleute Schenkwirt Viktor Steggerhoff und Frau, Maria geb. Kemper feiern. Unsern herzlichen Glückwunsch!

Spiel- und Sportvereinsversammlung. Eine gut besuchte Versammlung hielt der Spiel- und Sportverein im hiesigen Jugendheim ab. Zu Anfang seiner Rede wies Vereinsführer Blanke darauf hin, daß der Verein lange Zeit in der Sportbewegung der näheren Umgebung eine große Rolle gespielt habe. Trotz der schweren Krise, die doch einmal überstanden werden mußte, hat sich der Verein nicht unterkriegen lassen. Der Spiel- und Sportverein war stets bestrebt, an der körperlichen und sittlichen Ertüchtigung der Jugend mitzuwirken. Die 1. Fußballmannschaft sowie die 1. Jugendmannschaft sind in letzter Zeit bereits verschiedentlich aktiv tätig gewesen. Wenn auch noch keine Erfolge erzielt sind, so sind doch bereits Achtungserfolge errungen. Im weiteren Verlauf der Rede berichtete der Vereinsführer über die in Ahaus stattgefundene Tagung der Vereinsführer und der Werbewarte. Anschließend wurden dann die Vereinssetzungen durchgesprochen. Besonders wurde hervorgehoben, daß nach den Bestimmungen die Mitglieder der Jugendmannschaft auch gleichzeitig Mitglieder der HJ sein müßten. Das Zusammenarbeiten mit den NS.-Formationen (SA. und HJ.) kann man als gut bezeichnen. Zum Schluß der Versammlung wurde noch die Beitragsfrage besprochen.

Deutsche Volksgenossen in Stadt und Land!

Durch den Führer des deutschen Volkes ist das Winterhilfswerk eröffnet worden. Der Kampf gegen Hunger und Kälte setzt damit ein. Geboren aus dem Wunder der großen Kameradschaft auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges, wo deutsche Menschen im Augenblicke der größten Not über sich selbst hinauswuchsen, kann Sinn und Wesen des im Programm der NSDAP. verankerten Sozialismus wahrhaft deutscher Prägung sich niemals besser wiederspiegeln als in dem von Adolf Hitler ins Leben gerufenen riesenhaften Winterhilfswerk.

Am heutigen Sonntag, den 14. Oktober, ist der Tag des ersten Eintopfgerichts. Es opfert das ganze deutsche Volk für seine notleidenden Brüder. Jeder muß spenden, jeder muß helfen.

Die internationale Solidarität war ein Phrase, wir bauen auf die nationale Solidarität des deutschen Volkes.

Heil Hitler!

gez.: Meierkamp,
Kreisbeauftragter des WHW.

So smödde geht dat ja nich up Platt, män wenn dor sonnen Jungen van sien Derndken segg:

„Ick häbb nen netten Smaoltappel, van Buuk und Baß is se gut, un dat annere is ook nich slecht," dann dann hört sick dat nett so nettkes an äs dat annere up hochdüits. Man segg ook wall äs: „N' Fraumensk is'n halv Mensk."

„Fraulöe und Müse sind de Undiers in 'ne Hüse".

Off: Man kann ehr'n Pöttken vull Müse uppassen, äs ne Kamer vull Frculöede

Wenn man de Vader frög, wu son Derndken utsehrn mott, wo'm nao fräijen will, dann segg he:

Lang un small häff kenn Gefall, kaort un dick häff kenn Geschick, n' Wichtken van de Middelmaot, geht am besten aöwer de Straot.

Off he segg: Mi is'n nett Derndken lewer äs'n achzigjcöhrigen Juden.

N' Wicht dat bert't am leewsten vör'n Spegel, staött man ne Haohferdige terecht.

Toe ne Slaopmüße hett't: Dat Wicht is unner de Gaöse utbraött. Un nen lustig Wicht dat giff ne tamme Husfrau.

Män allto utlaoten dröff son Wicht ook nich weerden, dann hett't: Frculöesank un Haöhnerklank is nicks an.

Vereinsanzeiger

(Nur für Mitteilungen an die Mitglieder Preis pro Millimeter Höhe 5 Pfennig.)

Der Kreisbienenzuchtverein Ahaus hält am Sonntag, dem 14. 10. 34, nachm. 3 Uhr im Vereinslokal der Ortsgruppe Ahaus seine **Herbstversammlung** ab. Das Erscheinen aller Imker wird erwartet. Rückständige Beiträge für 1934 mitbringen.

Spenden für das
Winterhilfswerk
des deutschen Volkes 1934/35 sind einzuzahlen auf Konto-Nr.
7
Winterhilfswerk des deutschen Volkes 1934/35
bei der Kreis- u. Stadtsparkasse Ahaus

Fraulöe well dr' fleut't un Haöhner de dr' kreiht, dor is't Tid, dat man ehr den Hals ümdreiht.

Ick scham mi, seeg dat Wicht, dor haöll se'n Naißdraoht vör't Gesicht. Nu dann, seeg dat Wicht, dor waoll se nich jco seggen.

„Huu", is de Fraulöe ehren Handstock.

Wenn 'n Wicht nett is, dann segg man: Schöne Blaömkes un nette Wichter, de staöht dr' nich lang.

Besonners wenn se Moses un de Phropheten häff: Arme Löe Kälver un ricke Löe Döchder de staoht nich lang up'n Stall.

Wenn't dann so wiet is, dat't an hieraoden geht, dann hett't:

„Wenn de rechte Josepp kümp, dann segg Maria ja doch jao." Denn et is kennen Pott so scheef, off et päß ook nen Deckel drupp.

Män mett Mensken un Peerefleesk wöt man am mersten ansmeert.

Nu för van Dage g'nog!

Manns ut'n Brummhoek.

Briefkasten

Belgien. Fahren Sie mit dem Rad über Aachen, Eupen, Dolheim, Verviers, Spa, dann in die Ardennen bis Namur, St. Trond (oder Lüttich), dann Löwen, Brüssel, Gent, Brügge usw. Zur Einfahrt in Belgien benötigen Sie einen Reisepaß und ein belgisches Visum. Für das Fahrrad müssen Sie einen Zoll hinterlegen, und zwar für jedes Kilo Gewicht des Rades 19,35 Francs. Als Mitglied des BDR. erhalten Sie einen Fahrradgrenzschein und sind von den Zollhinterlegungen dadurch befreit.

Hauptschriftleiter und verantwortlich für Politik: Dr. Georg Heider, Münster i. W., Stellvertreter des Hauptschriftleiters und verantwortlich für Münster und das Münsterland: Fritz Rediger, Münster i. W.; für Westdeutschland: Otto Heinz Tebbe; für Feuilleton: Peter Schlauß; für Handel und Sport: Dr. Anton Henkel, sämtlich in Dortmund; Berliner Redaktion: Dr. Ernst Häfner, Berlin-Lichterfelde; für den Zeno-Anzeigenteil: Verlagsleiter Dr. Erich Altmeppen, Münster i. W.

Verantwortl. Schriftleitung für den lokalen Teil: Fritz Schlotjunker, Ahaus, für den lokalen Anzeigenteil: Bernhard Schütte, Ahaus.

Durchschnittsauflage: IX. 1934: **Zeno-Zeitung insgesamt 40456,**

enthaltend: Ahlener Volkszeitung, Nachrichtenblatt für die Kreise Beckum und Lüdinghausen, Ahlen, 2863; — Allgemeine Zeitung für die Kreise Coesfeld und Ahaus (Billerbecker Zeitung, Gescherer Zeitung, Bredener Anzeiger, Stadtlohner Volksblatt), Coesfeld, 5246; — Borkener Zeitung, Borken, 3098; — Bürgerblatt für den Niederrhein und Reeser Tageblatt, Emmerich, 1809; — Dülmener Zeitung, Amtliches Kreisblatt für den Kreis Coesfeld, Dülmen, 1736; — Haltener Zeitung, Haltern, 1660; — Kreiszeitung für den Kreis Ahaus (Gronauer Volkszeitung, Epe Volksblatt), Ahaus, 3153; — Münsterländische Volkszeitung (Rheiner Volksblatt), Rheine, 3845; — Emsländische Tageszeitung (Lingener Tageszeitung, Papenburg-Aschendorfer Zeitung), Rheine, 1660; — Neuer Emsbote für Kreis Warendorf und Amt Telgte (Warendorfer Kreisblatt), Warendorf, 2491; — Tageblatt für den Kreis Steinfurt (Ochtruper Anzeiger, Wettringer Anzeiger, Metelener Zeitung, Neuenkirchener Zeitung), Ochtrup, 1625; — Volksblatt für Bocholt und den Kreis Borken, Bocholt, 6021; — Volksblatt für Wesel und den Kreis Rees, Bocholt, 950; — Volkszeitung und Nachrichten für Emsdetten, Burgsteinfurt, Nordwalde, Borghorst, Greven, Emsdetten, 2297; — Volkszeitung für Dorsten und Herrlichkeit, Dorsten, 2002

Gronauer Stadt-Rundschau

1. Orchester-Konzert der Stadt Gronau am 12. Oktober

Dem Gronauer Konzert-Orchester hätten wir zum 1. Winterkonzert gern einen stärkeren Besuch gewünscht. Wir wollen hier nicht den Gründen nachspüren, auf die eine so mangelhafte Beteiligung zurückzuführen ist, doch wird allen Besuchern des Konzertabends es klar geworden sein, daß angesichts der Leistungen, die Freitagabend geboten wurden, etwas geschehen muß, um einer größeren Musikgemeinde einen solchen Kunstgenuß zu verschaffen. Am Orchester und seinen Leistungen liegt es wahrlich nicht. Vielleicht befürchteten viele, die sonst wohl an anderen Konzerten regen Anteil nehmen, zuviel abstrakte Kunst zu hören, als sie in der Ankündigung Namen wie Mozart oder Grieg lasen.

Es war ein glücklicher Gedanke des Dirigenten B. Scheffer, daß er den einzelnen Werken einige einleitende und erläuternde Bemerkungen voranschickte. Es wurde sicher dadurch manchem das verständlich, was sonst nur leerer Schall für ihn geblieben wäre.

Von den 2 Hauptgebieten, auf denen Mozarts Bedeutung zu nehmen ist, der Oper und der Instrumentalmusik, wurde je ein Werk aufgeführt: die Ouvertüre zu „Titus" und das A-dur-Konzert für Klavier und Orchester.

Als Beispiel der romantischen Opernmusik wurde Webers „Oberon" gewählt. — Der zweite Teil des Abends war ausländischen Komponisten gewidmet: dem Nordischen Grieg, dem Polen Moszkowski, den Franzosen Delibes und Adam. Die Darbietung und Ausführung dieser Werke stellten dem Orchester und seinem Dirigenten das glänzendste Zeugnis aus. Die technische Beherrschung des Instrumentes, die Reinheit und Einheit des Zusammenklanges haben derartige Fortschritte gemacht, daß dieses Orchester selbst einer größeren Stadt als Gronau genügen könnte. Der Erfolg ist nicht nur auf Mühe und Fleiß aller Beteiligten, sondern mehr auf deren Begeisterung zurückzuführen. Besonders den ersten Geigen gebührt uneingeschränktes Lob; sie alle klangen auch an den pikantesten Stellen einheitlich wie ein Instrument und selbst die Bogenführung war gleich. Das Orchester stellte sein Können vor allem im „Oberon", in den spanischen Tänzen von Moszkowski und in der Ballett-Suite von Delibes unter Beweis.

Den Hauptteil der ersten Hälfte bildete das A-dur-Konzert, in dem Herr Scheffer als Pianist, Herr Herfst als Dirigent wirkten. Herr Scheffer hatte alle Stellen klar und sauber herausgearbeitet. Die Figuren, Läufer und Triller kamen plastisch zum Ausdruck. Das Andante verriet Seele, während der Solist im Presto mit seiner brillanten Technik glänzte. Das Zusammenspiel von Piano und Orchester war gut, nur hätte man hier und da einige dynamische Abstufungen seitens des Orchesters gewünscht.

Die Fortschritte des Gronauer Konzert-Orchesters sind dank der Mühe des Dirigenten und der Begeisterung der Mitwirkenden unverkennbar. Es wäre sehr zu wünschen, daß wir Gronauer auf alles Gute und Schöne, das sich in unserer Stadt bietet, größeren Wert legten als es bislang oft der Fall war. Warum sprechen wir nicht mit gewissem Stolz, wie viele andere Städte, von unserem Orchester, oder sollte das in Gronau nicht möglich sein,

Ein Bild des Gildehauser Venn auf einer Berliner Ausstellung. Der Künstler Clemens Wieschebrink, der Beziehungen zum nahen Ochtrup hat, hat ein Bild, darstellend das Gildehauser-Rüenberger Venn, gemalt. Das Gemälde fand auf einer Ausstellung des Vereins Berliner Künstler große Beachtung und wurde vom Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung erworben. — Vielleicht wäre es möglich, von dem Künstler eine Photographie des Gemäldes zu erhalten.

Kleider bereit halten

Sammlung beginnt Montag.

Am kommenden Montag und die folgenden Tage werden Mitglieder der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt unterwegs sein, um die diesjährige Altkleidersammlung durchzuführen. Jeder sehe noch heute seine „Mottenkiste" durch; denn das Winterhilfswerk hat für jedes Kleidungsstück, soweit es noch tragbar ist, Verwendung.

Empfangt die Beauftragten der NSV. freundlich und gebt reichlich und gut. Wer nichts an gebrauchten Sachen hat, gebe einen Barbetrag. Wann die gespendeten Sachen abgeholt werden, wird später noch bekanntgegeben.

Platt met Tungenslag!

Nu will wi äs wieder dat colle schöne Platt verdesendären. Wat moijeres gievt doch nergens in 'ne heele Werld. So nette Sprüskes äs up Platt giewt't nerns weer. Ich will nu äs lück van dat Fraulöetög vertellen.. Schiller de segg:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band — —
unsowieder . . .

Durch Deine Opferfreudigkeit linderst Du viel Not und Leid.

Westd. Operettenbühne
Duisburg-Hamborn
Heute, Sonntag, den 14. Okt. abends 8 Uhr
im Saale Amerongen Breden
Die große erfolgreiche Operette
Ihre Hoheit die Tänzerin
in 3 Akten von W. Götze.
Hauptgesangsschlager:
Wenn schöne Frauen wonnig träumen.
Das Lied vom schwachen Stündchen.
Wenn St. Petrus so um acht.
Eintritt 0.80 1.10 1.30 RM.
Vorverkauf: Buchhandlung Scholbrock.

Tanz-Schule
für Anfänger und Fortgeschrittene in der **Concordia, Gronau.**
Beginn: Freitag, den 19. Okt. 34 abds. 8 Uhr.
Honorar der Zeit entsprechend. Geschlossener Zirkel. Aufführungen.
Anmeldungen werden schon jetzt entgegengenommen.
Mattis Gödde-Maas
Dortmund Privatunterricht jederzeit.

Fa. Joh. Brinkamp u. Söhne
Stadtlohn i. W. Tel. 375
Stein- und Holzbildhauerei
Granit- und Marmorwarenfabrik
empfiehlt sich zur Lieferung aller einschlägigen Arbeiten wie:
Stationsbilder, Wegekreuze — Bautreppen, Bauscharrierungen — Granit- und Marmorfensterbänke, Marmoraufsätze u. Kamine in versch. Marmorarten u. Farben
Gr. Lager in Grabmalen jed. Gesteinsart
Saubere Arbeit, billige Preise und prompte Lieferung wird zugesichert

Bekanntmachung

Es wird hierdurch auf die am schwarzen Brett im Rathaus angebrachte Bekanntmachung des Herrn Regierungspräsidenten betr. Enteignung eines Grundstücksstreifens zwecks Verlängerung der Tückingstraße hingewiesen. Das Verzeichnis der Eigentümer der zu enteignenden Grundstücke liegt vom 15. bis 22. ds. Mts. im Rathaus, Zimmer 12, zu jedermanns Einsicht offen.

Ahaus, den 13. Oktober 1934.

Der Bürgermeister
Ridder

Achtung Landwirte
Wir haben mehrere, schwarz-bunte **Rinder,** von eingetragenen Eltern, 1½—2jähr., einen guten **Zuchtbullen** von 7 Monaten und ein **tragendes Rind** preiswert abzugeben. Nehme auch Heu oder Haferstroh in Zahlung.
Gut Schwarzbach
Gronau i. W.

Kleiner schw.
Spitzhund
auf den Namen „Puck" hörend, **abhanden gekommen.**
Gegen Belohnung abzugeben
Wolters, Ahaus
Hessenweg 34

Aelteres tüchtiges
Mädchen
das auch kochen kann, **gesucht.**
Hülshoff, Gronau
Adolf-Hitler-Str. 9

Schenkt Bücher!

Schenkt Bücher!

Drucksachen
wie
Briefbogen
Rechnungen
Quittungen
Postkarten
Umschläge
Flugzettel
Preislisten
Plakate
usw. usw.
liefert preiswert u. in erstklassiger Ausführung die
Buchdruckerei Gebr. Lensing
Ahaus-Gronau

„U 9" macht Schluß mit Kreuzer „Hawke".

Otto Weddigens „zweite Auflage".

Zur Erinnerung an den 15. Oktober 1914.

Von unserem Marine-Mitarbeiter.

Otto Weddigens Helden-Boot „U 9" hatte nach der großen Tat des 22. September, der Vernichtung der englischen Panzerkreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy", überholt werden müssen. Endlich war es wieder klar zum Auslaufen. Als stolzes Zeichen seiner beispiellosen Siegestat hatte ihm die Werft auf jede Turmseite ein großes Eisernes Kreuz gemalt. Jetzt konnte „U 9" Jade abwärts nach Helgoland gehen, um dort seine Ausrüstung zu vollenden. Als sie fertig war, am 13. Oktober 1914. verließ das zur Weltberühmtheit gelangte deutsche Tauchboot den Helgoländer Hafen mit der Aufgabe, „das Gebiet zwischen Shetland-Orkney-Inseln und Norwegen, mit besonderer Berücksichtigung des Gebietes östlich vom Pentland-Firth, nach feindlichen Streitkräften abzusuchen." „U 9" fuhr allein, mit dem Auftrage, seine Operation auch allein durchzuführen.

Schon am 14. Oktober, in vorgerückter Abenddämmerung, sichtete Weddigen außer mehreren Dampfern ein als Kriegsschiff verdächtiges Fahrzeug. Er beschloß daher, über Nacht am Platze zu bleiben und im hellen Lichte des Morgens diesen unter der Kontrolle englischer Schiffe scheinbar lebhaft benutzten Knotenpunkt feindlichen Schiffsverkehrs im Auge zu behalten. Am frühen Morgen des 15. Oktober, um 5.30 Uhr, noch in der Dämmerung wurde die Mannschaft geweckt: ganz dicht bei „U 9", kaum anderthalb Seemeilen entfernt, stand abgeblendet ein feindliches Kriegsschiff. Es erwies sich im Sehrohr als englischer Kreuzer. Unter den Augen des Feindes, „als Scheibe dicht vor den feindlichen Kanonen", ging „U 9" unter Wasser. Zum Glück bleibt es ungesehen. Der Gegner, mit vorbeifahrenden Handesschiffen Signale tauschend, befand sich in dauernder Fahrt. Weddigen versuchte sogleich zum Angriff zu kommen, aber der Gegner drehte ab und änderte so häufig Kurs und Geschwindigkeit daß alle Angriffsversuche zunächst vergeblich blieben.

Gegen 8.30 Uhr vormittags kam vorübergehend in weiter Entfernung ein zweiter Kreuzer desselben Typs in Sicht. Dann verlor „U 9" für einige Zeit beide Schiffe aus dem Sehrohr. Augenscheinlich herrschte bei den Engländern eine wilde Furcht vor deutschen U-Boot-Angriffen. Die Erfahrung des 22. September war ihnen eine gute Lehre gewesen. Es war nach 11 Uhr, als der Obersteuermann „drei Kreuzer in Sicht" meldete. Der eine war der Große geschützte Kreuzer „Hawke" mit 7350 Tonnen, der zweite der Kreuzer „Endymion", der Name des dritten ist nicht bekannt. Die Lage war günstig. Sie ähnelte aufs Haar der Lage des denkwürdigen Tages vor drei Wochen. „Jeder im Boot dachte: „Jetzt kommt unsere zweite Auflage vom 22. September!" Die drei feindlichen Schiffe schienen sich an einem Punkte sammeln zu wollen. Sie steuerten auf eine bestimmte Stelle zu, scheinbar, um sich zu einem Verbande zu vereinigen oder eine Ablösung vorzunehmen.

„U 9" ging mit hoher Fahrt an. Bald aber zeigte sich, daß die Engländer nur Signale wechselten, einen Kutter zur Befehls- oder Postübermittelung zu Wasser ließen und dann ihre Zickzackfahrt wieder aufnahmen. Der eine Kreuzer löste sich von den andern los, blieb aber in der Nähe von „U 9". Auf ihn setzte Weddigen sogleich zum entscheidenden Angriff an. Da die Lage des Gegners dauernd wechselte, waren alle Torpedorohre schußbereit. Der Feind hatte selbst hohe Fahrt und kreuzte in wildem Zickzackkurs umher. Schon schien es sicher, daß der Kurs des Feindes und der Kurs von „U 9" sich günstig für einen Bugschuß des U-Bootes kreuzen würden, als das Boot plötzlich in Gefahr geriet, vom Feinde gerammt zu werden. Es blieb nichts anderes übrig, als unter ihm hindurchzutauchen und den Angriff von der anderen Seite her zu versuchen. Diesmal schien ein Heckwinkelschuß zu gelingen, aber wieder drehte der Feind, und wieder kam „U 9" nicht zum Schuße. Jetzt stand der Gegner in 400 Meter Entfernung direkt vor „U 9". Diesmal mußte die Gelegenheit zum Bugschuß wahrgenommen werden. Unbeirrt durch die Manöver des Feindes, geht Weddigen hart auf ihn zu und schießt um 11,53 Uhr vormittags auf 150 Meter Entfernung den tödlichen Torpedo. „Bei uns wurden die üblichen drei Hurras gebrüllt", erzählt Kapitänleutnant Spieß, damals Oberleutnant z. S. an Bord des „U 9", „aber unser Boot schnitt unter, und als wir unser Sehrohr wieder über die Wasserfläche erheben konnten, war H. M. S. „Hawke" bereits gesunken, d. h. nach 8 Minuten. Lediglich ein Stück vom Schornstein oder der Back ragte noch für einige Sekunden über Wasser, und als ich durchsah, sprangen etwa 10 Menschen als letzte in die aufspritzende See. Nur ein Boot war zu Wasser, und zwar das bereits vorher zum Postaustausch verwendete. Am Ruder stand aufrecht der Bootsleutnant, der sofort an einem Bootshaken eine Notflagge setzen und schwenken ließ. Die anderen Kreuzer bemerkten, von Panik ergriffen, in dichte Rauchwolken gehüllt, davon, sie hätten wenigstens einige Kutter zu Wasser lassen können, um einen Teil ihrer Kameraden zu retten. Aber die „U 9"-Panik saß ihnen im Nacken. Die Seeherrschaft in diesem Nordseeabschnitt war auf das U-Boot übergegangen, und wir entfernten uns von dem Trümmerfelde, noch vergeblich versuchend, auf die anderen Schiffe zu Schuß zu kommen. Ihre Fahrt wurde noch dadurch beflügelt, daß sie fast gleichzeitig durch das zufällig vorbeikommende „U 17" — leider vergeblich — mit einem Torpedo angegriffen wurden."

Aus der englischen Darstellung in Corbett, „Naval Operations" geht hervor, daß die Kreuzer „Endymion" und „Hawke" um 10.30 Uhr zum Austausch der Post gestoppt hatten. Als „Hawke" eine Stunde später im Begriffe war, mit 12 bis 13 Seemeilen Geschwindigkeit seinen Posten in der Aufklärungslinie wieder einzunehmen, erfolgte in Höhe des vorderen Schornsteins eine Detonation. Der Angriff kam so unerwartet, daß die Besatzung zuerst an eine Mine dachte. Der Kommandant des Schiffes hatte erst kurz vor der Explosion, im letzten Augenblick, die Torpedospur erblickt. So kam nur ein Boot mit 3 Offizieren und 46 Mann rechtzeitig von dem sinkenden Schiffe frei, ein weiteres wurde von ihm im Kentern zerschmettert. Als am Vormittag des 15. Oktober das besonders schnelle Flottillenführerschiff „Swift" mit mehreren Zerstörern in der Nähe der Unfallstelle eintraf, um Nachforschungen nach dem Verbleib des „Hawke" anzustellen, verriet zunächst keine Spur den genauen Ort des Untergangs, und erst nach zwei Stunden angestrengtesten Suchens fanden die Schiffe ein Floß mit einem Offizier und 20 Mann, die Näheres über das Schicksal des versenkten Kreuzers berichten konnten. Fast 500 Mann hatten mit dem Schiffe ihren Untergang gefunden.

Die wenigen Ueberlebenden gaben ausführliche Schilderungen ihrer Erlebnisse. „Obwohl es Vormittag war", erzählte einer, „lagen doch viele, die gerade von der Wache gekommen waren, in ihren Kojen und wurden durch die Explosion und die Erschütterung des Schiffes, das sich sofort auf die Seite legte, aus dem Schlaf geschreckt. Sie eilten an Deck, um die Boote und Flöße, die der Kreuzer trug, flott zu machen. Aber fast alle Boote waren unbrauchbar geworden und gingen sogleich unter, als sie das Wasser berührten. Das Schiff sank mit erschreckender Schnelligkeit, man arbeitete mit der Kraft der letzten Verzweiflung, aber alle Anstrengungen waren vergeblich. Der Schrei erscholl: „Jeder Mann für sich selbst"; von da ab suchte sich jeder zu retten, so gut er konnte. Die Offiziere standen bis zuletzt auf dem Schiff und beruhigten die Leute. Keiner von ihnen ist gerettet worden. Nur vier, von einer Welt von Gefühlen erfüllte Minuten vergingen bis zu dem letzten krampfhaften Sichaufbäumen, nach dem das Schiff in den Wogen versank. Dann folgten grausige Szenen. Hunderte von Schiffbrüchigen kämpften in dem kalten Wasser mit den Wogen. Viele hatten Schwimmgürtel um, aber auch sie gaben erschöpft den Kampf auf und gingen unter."

Ein anderer berichtet: „Die entsetzlichsten Dinge spielten sich ab, die wenigen Flöße waren überfüllt. Ich werde den Anblick in meinem Leben nicht wieder vergessen. Als ich aus dem bitterkalten Wellengrab auftauchte, sah ich zunächst nur eine hohe Wand von Qualm und Nebel. Die „Hawke" war verschwunden". Unter den Geretteten befand sich auch ein Matrose, der am 22. September auf der „Hugue" gewesen war; er hatte sich mehrere Stunden im Wasser gehalten und war dann gerettet worden. Dann kam er auf die „Hawke", sodaß er innerhalb eines Monats die Zerstörung zweier Kreuzer durch „U 9" miterlebte.

Otto Weddigen hatte zum zweiten Male der englischen Flotte einen empfindlichen Verlust beigebracht. Der Kreuzer „Hawke" war immerhin ein großer geschützter Kreuzer mit 7350 Tonnen Wasserverdrängung gewesen. Wichtiger war noch die Erfahrung, daß auch Zickzackkurse kein Schutzmittel gegen gut geführte U-Boote sind. Außerdem verlegte England jetzt seine Blockadelinie nach Norden, erweiterte also den Ring um unsere Küste.

Nach vollendeter Tat war „U 9" in weiterer Verfolgung seiner Aufgabe weiter nach Norden vorgestoßen. Am Morgen des 16. Oktober stand es bereits unmittelbar vor dem Stützpunkt der „Großen Flotte" Englands. Hier geriet es im Laufe des Vormittags, in der Nähe des Ostausganges von Scapa-Flow, mitten in feindliche Kriegsfahrzeuge hinein. Otto Weddigen hat selbst den spannenden Verlauf der Geschehnisse erzählt. Die Schußgelegenheit schien günstig. In dem Bestreben, sie voll auszunutzen, setzte sich „U 9" zwischen die beiden Zerstörer des linken Flügels. Es sollten mit einer Salve zwei Boote zugleich angegriffen werden. Die See war spiegelglatt. Um 2.24 Uhr wurde „U 9" beim Bugangriff auf das Führerboot im Schuß gesehen. Der Zerstörer war nur noch 350 Meter ab. Er drehte mit höchster Geschwindigkeit auf „U 9" zu und wich so dem Torpedo aus. „Weddigen drehte das Sehrohr weiter, um den andern Zerstörer zu beobachten", erzählt Kapitänleutnant Spieß, „im selben Moment rief er mit lautester Stimme: „Schnell auf Tiefe gehen! Mit allen Mitteln, Sehrohr einfahren! Er rammt uns!" Diese ganz unerwartete Wendung fuhr auch mir in die Glieder, und beim Sehrohreinfahren hing mein aufs höchste gespannter Blick voller Wut über unsere augenblickliche Hilflosigkeit am Tiefenzeiger, der langsam, viel zu langsam stieg. Das Boot gehorchte also ... 13 Meter ... in diesem Moment hörten wir ein donnerndes Gepolter, und das Boot schwankte etwas durch den Sog des direkt über die Turmdecke hinwegbrausenden Zerstörers, dessen schwarze Schatten ich durch das nicht abgeblendete Turmfenster sehen konnte. Es war um Zentimeter klar gegangen. Der Brite hatte uns im Schuß auf seinen Nebenmann infolge des glatten Wassers und unseres meterhohen Ausstoßschwalles gesehen und war mit höchster Fahrt und Hartdrehung angegangen, um das U-Boot zu rammen. Seine Schraubengeräusche verursachten dabei infolge unserer geringen Tiefe ein derartiges Gepolter, daß ich zum Kommandanten, der sich den Schweiß der Angriffsarbeit abwischte, sagte: „Er hat uns seinen Anker an Deck geschmissen!" Wir beobachteten durch die Fensterschlitze unser Ueberdeck, es war aber alles klar, und von unten kam die erleichternde Meldung: „Unter Deck ist alles in Ordnung!" Trotzdem brauchten wir im Turm einige Zeit, bis wir es glaubten. Wir fuhren in 20 Meter Tiefe, und oben rasten die Engländer mit äußerster Kraft herum, ihre mahlenden, aufgeregten Schraubengeräusche waren noch lange zu hören."

Erst nach drei Stunden hatte „U 9" die Zerstörer abgeschüttelt. Trotz dem drohenden Rammstoß während des Angriffs war der Torpedoschuß Weddigens so gut gezielt gewesen, daß beide Zerstörer dem abgeschossenen Torpedo nur mit geschicktester Steuerung und äußerster Kraft und nur um wenige Meter entkamen. Auch „U 9" war nur mit knapper Not der Vernichtung entgangen; als der feindliche Zerstörer „Nymphe" über die Tauchstelle hinweglief, war das Schraubenwasser des U-Boots vom Zerstörer aus noch deutlich zu sehen. Otto Weddigen ließ sich durch dies Erlebnis in der Erfüllung seiner Aufgabe nicht stören. „In der Annahme" —so schreibt er in seinem Berichte lakonisch — „daß sich nach der Alarmierung in dieser Gegend für die nächste Zeit keine Angriffsgelegenheit auf lohnende Ziele mehr bieten würde, setzte ich den Marsch nach den Gewässern um die Fair-Insel fort, um dort nach dem Feinde zu suchen."

Der Tag des Handwerks am 28. Oktober.

Für den Tag des deutschen Handwerks, der am Sonntag, 28. Oktober, durchgeführt wird, sind jetzt die näheren Einzelheiten festgelegt worden. Am Vormittag veranstaltet der Reichsstand des deutschen Handwerks in Braunschweig eine Führertagung, die von den Innungsversammlungen im ganzen Reiche über den Rundfunk mitgehört wird. Am Nachmittag und Abend führen die NS-Hago und die Reichsbetriebsgemeinschaft des Amtes der Deutschen Arbeitsfront große öffentliche Kundgebungen durch. Mit der NS-Hago wird die feierliche Uebergabe der ersten Reichsführerschule des Reichsstandes des deutschen Handwerks, die in Braunschweig errichtet worden ist, an den Reichshandwerksführer verbunden sein. Das Hauptereignis der Braunschweiger Veranstaltung wird jedoch die Führertagung in der alten Burg Dankwarderode sein. Hier werden sich gegen Mittag die obersten Führer des Handwerks zu einer bedeutungsvollen Feierstunde versammeln. Der Reichshandwerksführer wird sämtliche Kreishandwerksführer, Obermeister und Innungswarte im Reich auf ihre verantwortungsvollen Aemter verpflichten. Dann werden voraussichtlich Reichsbankpräsident Dr. Schacht und der Führer der Deutschen Arbeitfront, Dr. Ley, sprechen.

Die Beisetzung des Fürstbischofs von Salzburg.

DNB **Wien**, 12. Oktober.

Am Donnerstag wurde der verstorbene Fürsterzbischof von Salzburg, Dr. Rieder, zu Grabe getragen. Die Einsegnung nahm der Kardinalerzbischof von Wien, Dr. Innitzer, unter Assistenz aller österreichischen Bischöfe und vieler hundert Geistlicher aus dem Erzbistum Salzburg vor. Im Trauerzug ging der Bundespräsident Miklas und Bundeskanzler Dr. Schuschnigg.

Neuer Seelsorger der deutschen Katholiken in Paris.

(!) **Paris**, 12. Oktober.

Pater Ritter der Seelsorger der deutschen katholischen Gemeinde in Paris, ist nach achtjähriger Tätigkeit von seinem Posten zurückgetreten. Im Katholischen Heim in Paris fand eine Abschiedsfeier statt, auf der ein Vertreter der deutschen Botschaft dem scheidenden Geistlichen den Dank und die Anerkennung für sein achtjähriges Wirken aussprach. Der Nachfolger Ritters ist bekanntlich Vikar Stock aus Dortmund.

Panzerschiff „Deutschland" besucht England.

Berlin, 12. Oktober.

Panzerschiff „Deutschland", mit dem Befehlshaber der Linienschiffe, Konteradmiral Carls, an Bord, wird in der Zeit vom 18. bis 22. Oktober den englischen Hafen Edinburgh zu einem inoffiziellen Besuch anlaufen. Während der gleichen Zeit wird das Linienschiff „Schleswig-Holstein" den Hafen von Amsterdam besuchen. Auch dieser Aufenthalt wird inoffiziellen Charakter tragen.

Dreifaches Todesurteil.

DNB **Halle a. S.**, 12. Okt.

Das Mitteldeutsche Sondergericht verurteilte am Freitag nachmittag den Angeklagten Jänecke wegen Mordes an dem Schönebecker SA-Mann Hausmann und wegen versuchten Mordes in zwei Fällen in Tateinheit mit schwerem Landfriedensbruch dreimal zum Tode, außerdem wegen Vergehens gegen das Gesetz gegen den Waffenmißbrauch zu einem Jahr Gefängnis. Die bürgerlichen Ehrenrechte werden dem Angeklagten auf Lebenszeit aberkannt.

Besatzung eines japanischen Schiffes verhaftet.

£ **London**, 12. Oktober.

Einer Meldung des „Daily Herald" aus Canberra zufolge soll auf Grund eines Befehles der australischen Bundesregierung am Donnerstag ein japanisches Fahrzeug an der Küste von Neuguinea innerhalb der britischen Zone angehalten und die Besatzung von 25 Mann verhaftet worden sein. „Daily Herald" sagt, die Maßnahme hänge mit dem vor einigen Tagen gemeldeten Ueberfall auf die Insel Haggerstone in der Torres-Straße zusammen, bei dem japanische Seeleute den Landungssteg zerstört, Häuser geplündert und Kokosplantagen in Brand gesteckt haben sollen.

Der „Times"-Vertreter in Melbourne berichtet weitere Einzelheiten über die Anhaltung des japanischen Fahrzeuges. Danach heißt das Schiff „Yocikine Maru". Es soll aus Formosa stammen und keine ordnungsmäßigen Papiere haben. Sein Kapitän, Gomi, und die 24 Seeleute sind in Haft genommen worden. Sie werden beschuldigt, das Einwanderungs- und Quarantäne-Gesetz verletzt zu haben. In letzter Zeit, so sagt der „Times"-Vertreter weiter, seien viele Berichte über ein geheimnisvolles Auftreten japanischer Sampans (Flußboote) an den Küsten von Queensland und Nordaustralien eingelaufen. Jetzt sei es zum ersten Mal möglich, den Gründen für die Anwesenheit japanischer Schiffe in australischen Gewässern nachzugehen.

Das Lösegeld bezahlt.

$ **Newyork**, 12. Oktober.

Die Gattin des Vizepräsidenten eines industriellen Unternehmens in Louisville (Kentucky) war, wie berichtet, am Mittwoch von Verbrechern entführt worden. Die Familie der Entführten hat, wie es so oft in ähnlichen Fällen geschieht, das geforderte Lösegeld bezahlt. Bemerkenswerterweise hat die Polizei am Donnerstag vorübergehend die Nachforschungen nach den Entführern eingestellt, um der Familie zu ermöglichen, mit den Erpressern Fühlung zu nehmen.

Hauptmann an New Jersey ausgeliefert.

$ **Newyork**, 12. Oktober.

Der Gouverneur von Newyork, Lohmann, unterzeichnete am Mittwoch die Urkunde über die Auslieferung des Lindbergh-Erpressers Hauptmann an den Staat New Jersey.

Der Verteidiger Hauptmanns machte vor Pressevertretern einige Ausführungen über Aussagen Hauptmanns. Er erklärte, Hauptmann leugne, zur Zeit der Entführung des Lindbergh-Kindes in New Jersey gewesen zu sein. Das Lösegeld sei Hauptmann von Isidor Fisch zur Aufbewahrung übergeben worden. Die Beantwortung einer Frage nach seiner Ansicht über die Schuld und über die Zurechnungsfähigkeit Hauptmanns lehnte der Verteidiger ab. Die Herkunft des Geldes für die Verteidigung erklärte dieser damit, daß Hauptmann Hypotheken im Werte von über 9000 Dollar und Sparkassenkonten besitze.

Jugoslawien in Trauer.

Unser Bild gibt in eindringlicher Weise die düstere Stimmung der tiefen Trauer wieder, in der ganz Jugoslawien um König Alexander steht. Statt der umflorten oder auf Halbmast gesetzten Landesfarben, die bei einer deutschen Trauer das Straßenbild beherrschen, hängen in Südslawien lange schwarze Fahnen von den Häusern herab. Das Bild zeigt die Fürst-Michael-Straße in Belgrad.

Die Mundhygiene: ODOL-Zahnpasta ODOL-Mundwasser ODOL-Zahnbürste

Blick nach draußen.

Notizen aus Auslandszeitungen.

Der Begründer der finnischen Literatur.

In ganz Finnland wird in diesen Tagen der 100. Geburtstag von Alexis Kivi gefeiert, der als der Begründer der finnischen Literatur gilt. Ein Roman Kivis „Die sieben Brüder" hat weltliterarische Bedeutung erlangt. Das nationalfinnische Theater empfing von Kivis Drama „Lea" seine grundlegende Richtung. Das Werk Kivis ist umso höher einzuschätzen, als es in einer Zeit geschaffen wurde, in der die gebildeten Finnen schwedisch sprachen. Kivis Dichtungen haben zur Erweckung des finnischen Nationalgefühls daher außerordentlich viel beigetragen, und wenn heute 90 Prozent der finnischen Bevölkerung finnisch und nur noch 10 Prozent schwedisch sprechen, so ist das mit auf das literarische Werk von Alexis Kivi zurückzuführen. Kivi stammt aus ganz einfachen Verhältnissen. Es gelang ihm zu seinen Lebzeiten auch nicht, sich völlig durchzusetzen, da er in dem Führer der finnländischen Bewegung Ahlquist, der ebenfalls Dichter und trotz des schwedischen Namens Finne war, einen erbitterten Gegner hatte. Kivi starb in Armut und Elend. Seine Stellung in der finnischen Literatur, ja der Weltliteratur ist heute nicht mehr bestritten. Sein gesellschaftskritischer Humor hat ihm den Beinamen eines „finnischen Cervantes" gegeben.

Das Wappen des Herzogs von Kent.

Da Prinz Georg von England nach seiner Vermählung mit der griechischen Prinzessin Maria Herzog von Kent werden soll, muß er sich auch ein neues Wappen zulegen, und dieses neue Wappen wird dem „Daily Telegraph" zufolge, das des Hauses Hannover sein, das allerdings etwas verändert worden ist. So ist beispielsweise die Krone Karls des Großen, die das alte hannoversche Wappen zierte, in Wegfall gekommen. Bisher führte Prinz Georg dasselbe Wappen wie der König, mit dem Unterschied, daß drei kleine Felder mit Ankern verziert waren.

Verbrecher und Erfinder.

In Kopenhagen wurde kürzlich ein Falschmünzer ins Gefängnis eingeliefert, der Zwei-Kronenstücke hergestellt und durch Mithelfer in Verkehr gebracht hatte. Der Falschmünzer, der schon eine ganze Reihe Vorstrafen hinter sich hat, ist keine ganz uninteressante Person. Er betätigte sich nämlich, wie „Politiken" berichtet, in den kurzen Zeiträumen, in denen er sich der Freiheit erfreuen konnte, als Erfinder. So kam er eines Tages mit einem Projekt zum dänischen Kriegsminister hin, das anscheinend nicht ganz bedeutungslos war, denn das Ministerium ließ die Sache lange prüfen. Es handelte sich um eine Art Kanone, deren Geschosse aber nicht durch Pulver abgeschossen, sondern mit Hilfe der Zentrifugalkraft aus dem Rohr geschleudert werden sollte. Wie die Sache funktionierte, ist der Oeffentlichkeit nicht bekannt, jedoch ließ das Kriegsministerium seinerzeit erklären, daß die Erfindung keineswegs unmöglich sei, daß Kanonen nach dem Prinzip des Falschmünzers aber allzu kompliziert werden würden, um im Heer Verwendung zu finden. Eine zweite glücklichere Erfindung bestand in einem Sicherheitsschloß, dessen Qualität ganz ausgezeichnet gewesen sein soll. An dieser Erfindung hat der Verbrecher auch eine ganze Menge Geld verdient. Seine ständigen Experimente mit allen möglichen Dingen haben ihn, so behauptet er wenigstens, schließlich zur Falschmünzerei gebracht, die er aber lediglich als „amüsanten Zeitvertreib" betrachtet haben will.

Ein Westminster-Jubiläum.

Das englische Schloß Westminster kann im Oktober das hundertjährige Jubiläum des großen Brandes begehen, der 1834 das alte Schloß bis auf ein paar Ruinen vernichtete. Bei der großen Feuersbrunst wurden die schönen Säle aus dem 14. Jahrhundert so zerstört, daß eine Restauration nicht mehr möglich war. Nur die große Halle, die unter dem alten Unterhaus gelegene Krypta, die ehemalige Kapelle St. Maria und St. Stephan und das Kloster blieben von den Flammen verschont. Das alte Schloß war eins der schönsten historischen Monumente Londons. Es heißt, daß mit dem Bau schon unter dem König William Rufus am Ende des 11. Jahrhunderts begonnen worden ist. Das gegenwärtige Palais ist erst 1840 im gotischen Tudor-Stil erbaut worden.

Indianische Kunst in der Versailler Bibliothek.

Beim „Entrümpeln" der Kellerräume der Stadtbibliothek von Versailles fand man, wie der Pariser Presse zu entnehmen ist, eine Reihe von Tierhäuten, die farbige Zeichnungen, indianische Jagdmotive darstellend, aufwiesen. Diese Muster indianischer Kunst befanden sich, wie festgestellt wurde, in Versailles seit dem Jahre 1786. Sie stammen aus Kanada und sind seinerzeit von französischen Kolonisten auf Wunsch des Grafen Artois, späteren Karl X., nach Frankreich gebracht worden. In den Wirren der Revolutionszeit verschwanden diese kostbaren Zeugen altindianischer Kunst. Erst nach mehr als 100 Jahren wurden sie wieder aufgefunden. Sie sind jetzt im Museum für Völkerkunde in Paris ausgestellt. Es handelt sich um Büffel- und Hirschhäute, auf denen Sioux-Indianer etwa zu Anfang des 18. Jahrhunderts ihre Zeichenkunst bewiesen. Die Linien der Zeichnungen sind mit erhitzten Knochen eingekerbt worden. Man sieht u. a. einen an seiner Adlerfeder erkennbaren Indianerhäuptling zu Pferde. In der linken Hand hält er eine Tabakpfeife; auf einer anderen Haut ist ein Hirsch an der Wasserstelle abgebildet. Die Haltung des Tieres ist sehr charakteristisch wiedergegeben. Auf einer großen Büffelhaut, die zweifellos als Zeltvorhang gedient hat, ist ein von zwei Pfeilen getroffener Stier zu sehen, der eben zusammenbricht. In einiger Entfernung erblickt man den berittenen Jäger, der eben den dritten Pfeil auflegt. Ein Teil der solchermaßen verzierten Tierhäute diente auch zu Bekleidungszwecken. Derartige Proben altindianischer Kunst sind heute äußerst selten. Dementsprechend ist der Wert der in Versailles gefundenen Stücke außerordentlich hoch.

Japanischer Sonderbotschafter für Europa und Amerika.

In Japan wurde jetzt ein besonderes Amt, nämlich das eines „Botschafters für Europa und Amerika", eingeführt, dessen Leiter der bisherige Botschafter in Rom, Shigeru Yoshida, wurde. Yoshidas Aufgabe besteht darin, die diplomatischen Vertreter Japans in der alten und neuen Welt zu besuchen und sie laufend über die japanischen Absichten zu unterrichten.

Der Deutsche Caritasverband im Winterhilfswerk.

Der Deutsche Caritasverband hat im vergangenen Jahre wertvolle Arbeit für das Winterhilfswerk geleistet. Wie sehr diese Arbeit Anerkennung verdient, hat das Schreiben bewiesen, das dem Berliner Caritasverband nach Abschluß der Sammeltätigkeit des vorigen Jahres von den zuständigen Stellen zuging. Eine Reihe von Leistungen des Deutschen Caritasverbandes sind in den amtlichen Ziffern des verflossenen Winterhilfswerkes nicht enthalten und infolgedessen der Oeffentlichkeit auch nicht bekannt geworden. So wurden beispielsweise während des letzten Winters allein in Berlin 600 000 Essen unentgeltlich ausgegeben. Wenn man den Wert eines Essens nur mit 25 Pfg. berechnet, so ergibt das die stattliche Summe von 150 000 Mark. An diesen Speisungen haben sich vornehmlich die katholischen Krankenhäuser beteiligt, die ja bekanntlich dem deutschen Caritasverband angeschlossen sind.

Entgegen allen anderslautenden Gerüchten wird der Deutsche Caritasverband in diesem Jahre wieder zur Mitarbeit im Kampf gegen Hunger und Kälte herangezogen. Wie im Vorjahre ist der Deutsche Caritasverband wieder zum Mitglied der Reichsarbeitsgemeinschaft für das Winterhilfswerk des deutschen Volkes ernannt worden. Als Verbindungsmann fungiert Prälat Dr. Kreutz, Freiburg; mit seiner Stellvertretung wurde Msgr. Wienken, Berlin, betraut. Es ist selbstverständlich, daß der Deutsche Caritasverband, genau wie im Vorjahre, alles daransetzen wird, dem großen sozialen Hilfswerk mit ganzer Kraft zu dienen.

Neubildung deutschen Bauerntums.

Berlin, 13. Oktober.

Um das gesamte Aufgabengebiet der Neubildung des deutschen Bauerntums noch besser zu ordnen und die Bearbeitung noch einheitlicher als bisher zu gestalten, hat der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, R. Walter Darré, unter seiner Leitung einen „Siedlungsausschuß für die Neubildung deutschen Bauerntums" eingesetzt.

Die Geschäftsführung dieses Siedlungsausschusses ist dem für das Aufgabengebiet der Siedlung im Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft zuständigen Staatssekretär Werner Willikens übertragen worden.

Der Siedlungsausschuß wird seine Arbeiten unverzüglich aufnehmen.

Schatzsucher beehren Monte Christo.

+ **Rom, im Oktober.**

Ein paar Fischerboote aus Korsika wurden vor einiger Zeit vom Sturm überrascht und mußten Zuflucht auf der Insel Monto Christo suchen, die durch Dumas Roman „Der Graf von Monte Christo" weltberühmt geworden ist, obwohl sie nur ein ödes kleines Felseneiland in der Nähe der italienischen Küste ist. Einstmals befand sich auf dieser Insel ein Wachtturm, von dem jetzt nur noch Ruinen stehen. Unter den Ruinen gibt es eine Höhle, und in dieser Höhle wollen die korsischen Fischer eine Anzahl von Goldmünzen gefunden haben. Einige unternehmungslustige Korsen wollen daraufhin eine Expedition ausrüsten, die auf Monte Christo planmäßig nach Schätzen suchen soll.

Jeder Dumas-Leser wird sich erinnern, daß der Graf von Monte Christo in Dumas' Roman seinen ungeheuren Reichtum der Insel Monte Christo verdankte. Der Held des Romans war von der Festung Château d'If, auf die ihn der Verrat eines Freundes gebracht hatte, mit Hilfe eines Mitgefangenen geflohen, und dieser Mitgefangene hatte dem späteren Grafen das Geheimnis der Insel Monte Christo verraten. Auf einer Schmuggler-Barke war er dann nach Monte Christo gelangt und hatte dort sehr schnell die Höhle ausfindig gemacht, die die ungeheuren Schätze barg, mit denen der Graf von Monte Christo sich zum reichsten Mann der Erde machen konnte.

Es ist weniger erstaunlich, als es den Anschein hat, daß genau dort, wo Alexander Dumas seinen Helden die Schätze finden ließ, jetzt korsische Fischer Goldmünzen gefunden haben und eine regelrechte Expedition sogar einen ganzen Schatz heben will. Schon zu den Zeiten des französischen Schriftstellers war an der Mittelmeerküste das Gerücht verbreitet, daß sich auf Monte Christo (übrigens auch auf einer Reihe anderer Mittelmeerinseln) Schätze befinden sollten, die vermutlich von Piraten herstammten. Dumas hat also die Geschichte mit dem Gold auf Monte Christo nicht erfunden, sondern lediglich die alte Legende für seinen Roman benutzt.

Daß solche Gerüchte in Umlauf waren und heute noch sind, ist ebenfalls kein Wunder. Man darf nicht vergessen, daß das Mittelmeer vom Altertum bis zum Mittelalter von Piraten und Schmugglern heimgesucht war. Wegen der zahlreichen und unkontrollierbaren Schlupfwinkel an der zerklüfteten Küste und auf den vielen kleinen Inseln war das Mittelmeer geradezu wie geschaffen für Abenteurer und Verbrecher, und seit dem ersten großen Feldzug des Pompejus gegen die Piraten mußten sich bis in die neuere Zeit hinein die Mittelmeerstaaten immer wieder mit dem Piratenunwesen befassen. Zweifellos sind hier und da tatsächlich „Schätze" liegen geblieben, und es ist durchaus möglich, daß es auch auf Monte Christo einen Piratenschatz gegeben hat. Stark ist jedoch zu bezweifeln, daß die korsische Expedition heute noch Erfolg haben wird, denn Jahrhunderte lang sind alle Ecken und Winkel der Küsten und Inseln des Mittelmeeres von abenteuerlustigen Burschen nach Schätzen durchforscht worden, und man wird gerade Monte Christo bestimmt nicht verschont haben, denn die Legende von dem Schatz auf der Insel ist, wie gesagt, schon sehr alt.

Haarscharf am Tode vorbei.

Δ Rom, 12. Oktober.

Die Hochwasserwelle der Flüsse im mittelitalienischen Küstengebiet an der Adria ist nunmehr verebbt. Die Schäden in den Provinzen Pescara und Chieti sind beträchtlich. Menschenleben sind jedoch nicht zu beklagen. Die Eisenbahnlinien Pescara—Rom und Ancona—Bari waren zeitweise unterbrochen. So stürzte die Brücke über dem Fluß Foro in dem Augenblick ein, als ein Schnellzug sie gerade passiert hatte. Der letzte Wagen, der Speisewagen, hing einen Augenblick lang mit der letzten Achse im Leeren, ohne daß jedoch ein Unglück geschah. Die Fluren längst der Flußtäler sind größtenteils verschlammt, die Zahl der Obdachlosen ist beträchtlich.

Hengsthauptkörung Hengstprämiierung
der Landesbauernschaft Westfalen und
Hengstmarkt
des Verbandes der Hengstzüchter und Eigenhengsthalter Westfalens
vom 24. bis 26. Oktober 1934
in Münster i. Westf. („Halle Münsterland")
260 Kaltblut- u. 50 Warmbluthengste
Körung und Prämiierung am 24. und 25. Oktober, **Hengstankauf** durch die Preußische Gestütverwaltung am 26. Oktober.
Freier Hengstmarkt während der ganzen Veranstaltung.
Verzeichnisse können vom Verwaltungsamt der Landesbauernschaft Westfalen in Münster i. W., Schorlemerstraße 6, zum Preise von **2.30 RM.** einschl. Porto bezogen werden. 5290

Handwerkerschule der Stadt Essen (FOLKWANGSCHULE)
Semesterbeginn am 16. Oktober
Raum- und dekorative Malerei
Möbeltischlerei und Wohnungsgestaltung
Werbegrafik, Satz, Plakat
Werbefoto, Schrift
Weberei, Stickerei, Mode
Schaufensterdekoration
Bildmäßige Fotografie
Tages-, Halbtags- und Abendunterricht
Anmeldungen in der Geschäftsstelle, Essen, Rathaus Rüttenscheid, Ruf 43034

Die Augen wollen nicht mehr?

Lesen und Arbeiten werden zur Qual? Tragen Sie Overhages Augengläser u. Sie sehen jugendfrisch wie früher.
Optische Anstalt
Overhage
Münster i. W.,
Prinzipalmarkt 3.

Die Groß-Kundgebung
aller Neuhausbesitzer des Münsterlandes findet am **Allerheiligentage**, nachm. 3.30 Uhr, in **Münster i. Westf., Kolpinghaussaal**, Aegidiistraße 21, statt.
Einlaßkarten hierzu werden durch die Ortsgruppen im Gau Westfalen-Nord vertrieben. [5289
Reichsverband deutscher Neuhaus- u. Eigenheimbesitzer Westfalen-Nord.

Zurück
Dr. Schilgen, Frauenarzt,
Münster i.W.

Allerseelen
Vergiß die Toten nicht u. schmücke ihre Gräber mit Rosen.
Unsere ff. **Wachsrosen** bleiben den ganzen Winter schön und kosten nur Dtzd. 50, 75, 90 Pfg
Papierblumen kost 100 St. 3, 60, 100 Pfg.
Blumenf. Hesse, Dresden, Schefflstr.

Dorsten i. Westf.
Donnerstag, 18. Okt. 1934
Rindvieh-, Schweine- u. Pferdemarkt.
Auftrieb von 7—9 Uhr morg.

Kokos-Läufer und -Teppiche Rodenstein
Münster i. W., Klostersir. 1a, Ecke Salzstraße. 5223

Richtigstellung!
Meine Praxis ist noch wie vor in
Ahlen i. W., Wilhelmstraße 8.
H. Strick. Magnetopath,
Nachfolger
H. v. Moeller. Magnetopath.
Sprechst. täglich v. 8-12 u. 3-7, Sonntags vormitt von 8-13 Uhr.

Möbel
Vertreter, bei der zahlungsfähig. Kundschaft best. eingeführt, sucht f. Bremen u. Provinz wirkl. leistungsfäh Fabriken in
eichenen Schlafzimmern
160, 180, 200 cm 5317
Speisezimmern · Büfetts
140—180 cm
Es kommen nur preiswerte, wirklich gängige Modelle in Frage.
H. v. Lieven, Bremen, Wegesende 1.

2 Schaufenster
Rahmen mit Spiegelglas. Größe: 2,70×1,55 m, oberer Teil zum Lüften. Ferner
1 Ladenregal
mit Schubladen, Größe: ca. 4 m mal 1 m hoch und 50 cm tief, billig zu haben. [5315
Millinger Kreditverein. Millingen, Kreis Rees.

Essolub
VOLLSCHUTZ MOTOR OEL
STANDARD
BENZIN
STANDARD-TREIBÖL
TRAKTOR OEL-HEIZÖL-
WASCH-UND PUTZÖL
MEHR ALS 18000 LAGER UND DEPOTS IN DEUTSCHLAND
DEUTSCH-AMERIKANISCHE PETROLEUM-GESELLSCHAFT

Flügel Pianos
neu und gebraucht, allererste Marken, wie
Bechstein, Grotrian-Steinweg, Gebr. Knake usw. 53?1
in höchster Vollendung zu billigsten Preisen.
Schallplatten stets in großer Auswahl.
Pianohaus A. Hoffmann, Münster, Frauenstraße 9.
Send- Sonntag geöffnet.

Gebrauchter guterhaltener [5303
Coupé-wagen
zu kaufen gesucht. Offert. unt. H H 53 an die Borkener Zeitung, Borken.

Verf. geg. Nachn. vr. baltb. [5321
Aepfel
Renetten, Welsch Isner usw. à Ztr. 8 Mk. Edelsort Schöner von Boskop, Weinapfel à Zentner 11 Mark.
Heinr. Nagel, Aldenbach (Niederb.).

Berk. i. gute Hände m. 7 Mon. alte birschrote [5308
Teckelhündin
(leicht Schlag) aus Nixe v. d. Siegeshöhe. Bärnchen ist bildschön u. sehr temperamentvoll. Gleichzeitig suche ich einen eingetrag. **Zwergteckelrüden zum Decken.**
Kamieth, Ochtrup i. W. Telef. 449

Ladenlokal
mit Wohnung, in Coesfeld, an Vier-Staßenkreuzung, Nähe des Bahnh. daher für jed. Geschäft passend, ab Nov. od. spät. zu vermiet. Antr. u. Z 293 a. d. Allgem. Zeitung, Coesfeld.

Heißmangel
lohnen sich überall, auch in kl. Landorten, mit nachweisbar gut. Erfolg. — Hunderte Betriebe eingerichtet. Näheres
Johs. Isselburg, Inh. Wesel a. Rh.

Heiraten
Heirat. Einheirat vermittelt
Frau H. Gerlach
Münster Mühlenstraße 5. Tägl., a. Sonntags, a. Vorm. sprechen. Rückp. Auskunft 30 Pfg.

Fräulein, 25 J., kath., mit eigenem Geschäft, wünscht Bekanntschaft zw. späterer [5314
Heirat
Etwas Vermögen erwünscht. Angeb., mögl. mit Bild, u. D 319 an die Ans.-Verw. der Zeno, Münster i. W.

Angebote
Landwirt in der Nähe Münsters sucht zum 1. 11. kath. [5291
Mädchen
für Haus und Landwirtsch. (Kein Beh. z. verl.) Lohn n. Vereinbarung. Off. u. D 313 an d. Ans.-Verw. der Zeno, Münster.

Mädchen
mit allen vorkommenden Arbeiten vertraut, für Geschäftshaush. ges.
Offerten unter B R an die Münsterländ. Volkszeitung in Rheine i. Westf. [5309

Umständehalber sucht für sofort tüchtiges 5311
Mädchen
für Wirtschaft u. Haushalt. Vorstellung erwünscht. Offerten unter 303 an die Münsterländische Volkszeitung, Rheine.

Für Privathaush. mit 3 Kindern w. z. 1. 11. ein ehrl. kath. 5325
Mädchen
welches in Küche u. Haush. erfahren ist, gesucht. Off. u. Z 190 an d. Volkszeitung, Dorsten.

Aushilfestelle.
Keine Reflektt. Wöch. ca. 30 M
Meints, Schönebeck/E.

Junger tüchtiger
Friseur-gehilfe
kath., sucht sofort Stelle. [5312
Josef Leifeld, Coesfeld, Dülmer Str. 12

Suche zum 1. od. 15. Nov. in meiner Gast- u. Landwirtschaft einen guten
Jungen
der auch melken kann (4 Kühe). Guter Lohn und gute Behandlung. Off. u. D 318 an d. Ans.-Verwalt. der Zeno, Münster.

Heima-Bett vergibt Verlag Vitalis, München 13. [475]

Für sofort oder 1. 11. erste [5313
Verkäuferin
die Leistungen über dem Durchschnitt nachweisen kann für Damen-Konfektion und jüngerer
Verkäufer
für Herren-Konfektion gesucht. Ausführliche Offerten mit Bild, Refer. und Ansprüchen erbeten.
Hugo Ernsting Söhne, Coesfeld.

Zum baldigen Eintritt kath. junger
Mann
für alle landwirtschaftlichen Arbeiten bei Familienanschluß gesucht. Körerslohn bevorzugt. Offerten unter Nr. 357 an das Bürgerblatt in Emmerich a. Rh. [5305

Gewissenhafte Mitarbeiter
zur Entgegennahme v. Hypotheken- und Versicherungs-Anträgen von alter Versicherungs-Gesellschaft gesucht.
Zuschrift erbeten unt. Nr. D 315 an die Ans.-Verw. der Zeno, Münster.

Gesuche
Junges ehrl. kath. Mädchen (Waise) in allen Hausarbeiten erfahren, sucht zum 1. 11 **Stelle als**
Erstmädchen oder Stütze
der Hausfrau in Privat- oder Geschäftshaushalt bei Fam.-Anschl. Gut. Zeugnisse vorhd. Anz. unt. Wa 405 an die Gronauer Volkszeitung, Gronau i. Westf.

Kötterssohn,
kath., von Jugend an in der Landwirtschaft, unbed. selbständig u. gewöhnt an saubere Arbeit wünscht zw. Familiengründung eine **passende Stellg.** auf einem landw. Gute. Eine
Heuerlingsstelle
a. sehr erwünscht. Prima Zeugnisse zu Diensten. Off. unter Z 83 an die Borkener Zeitung, Borken i. W.

Tücht., strebs. kath. **Landwirtstochter** von 36 J., sucht sofort oder später i. landw. Haushalt **Stellung als Haushälterin.** Gute Zeugn. vorh. Offert. unt. D 320 an d. Anz.-Verw. d. Zeno, Münster.

Bess. Bauerntocht. 37 Jahre, selbst., sucht da d. Stelle bei ein. Dame od. am Bauernhof als **Stütze** bei öl. erer Herrschaft. Fam.-Anschl. lieber als hoh. Lohn. Off. unter 23 84 an Ann.-Exped. Benedel, Münster i. W.

Kaufmannssohn, 21 J. (1932 Abitur), verf. in Stenographie u. Maschinenschreib., m. Büro- u. franz. Sprachkenntniss., **s. passende Stellung in kaufm. Büro.** Off. unt. Z 189 a. d. Dorstener Volkszeitung in Dorsten.

Eine Klein-Anzeige in den Zeno-Zeitungen hat großen Erfolg!

Aus Westdeutschland.

Oberpräsident a. D. Dr. Würmeling 80 Jahre alt.

× **Münster, 13. Oktober.**

Am 15. Oktober begeht unser Mitbürger, der Wirkliche Geheime Ober-Regierungsrat Dr. Bernhard Würmeling seinen 80. Geburtstag.

Westfale von Geburt, hat Würmeling sich zweimal in seinem langen Leben besondere Verdienste um seine engere Heimat erworben: als zweiter Bürgermeister der Stadt Münster in den Jahren 1889—1896, und als Oberpräsident der Provinz Westfalen in der Zeit vom 1. Juni 1919 bis zum 31. März 1922. Als Nachfolger des Oberpräsidenten Prinzen von Ratibor in das höchste Verwaltungsamt der Provinz Westfalen berufen, hatte er eine schwere Aufgabe in den ersten Nachkriegsjahren zu erfüllen. Die Unterdrückung der kommunistischen Unruhen und die Bekämpfung der zahlreich aufflackernden Streiks und Aussperrungen, die das ganze wirtschaftliche Leben unserer engeren Heimat zu zerstören drohten. Durch seine kluge soziale Verwaltungstätigkeit und durch sein großes Geschick in der Führung von Verhandlungen gelang es ihm, erheblich zur Beruhigung der ihm anvertrauten Provinz beizutragen und sich das Vertrauen weiter Kreise der Bevölkerung zu erwerben. In höchst ehrenvoller Weise wurde von der Preußischen Staatsregierung seine Amtszeit zweimal um je ein Jahr verlängert.

Seit seiner Verabschiedung hat sich Geheimrat Würmeling, der seinen Wohnsitz in Münster beibehalten hat, noch mehr als bisher charitativen Bestrebungen zugewandt; so war er namentlich an maßgebender Stelle in der Leitung des Deutschen Caritasverbandes höchst nutzbringend und hilfreich tätig.

Wir wünschen dem ausgezeichneten und persönlich ganz anspruchslosen Manne, der immer ein ebenso guter Deutscher wie treuer Katholik war, noch weiter einen gesegneten Lebensabend im Kreise seiner Gattin und seiner zahlreichen Kinder und Kindeskinder.

Wollhandkrabbe aus dem Rhein gefischt.

Neuwied, 13. Oktober.

In der Nähe Neuwieds wurde eine Wollhandkrabbe aus dem Rhein gefischt, die sich in einem Netz verfangen hatte. Der Fang dieses Tieres erregt deshalb besondere Aufmerksamkeit, weil es das erstemal ist, daß eine Wollhandkrabbe aus dem Rhein gefischt wurde. Die Krabbe, die mit acht krallenbewaffneten Füßen ausgestattet ist, hat eine Spannweite von etwa 30 Zentimeter. Auf ihren krebsartigen messerscharfen Scheren sitzt ein brauner Wollbausch; auch der in einem starken Hornpanzer steckende Leib und die sechsgliedrigen Füße sind von einem solchen Wollbausch umgeben.

★

rwd. **Essen, 12. Okt. Von einem Löwen verletzt.** Auf einem Rummelplatz an der Ecke Krupp- und Berlinerstraße wurde der 7 Jahre alte Fritz Warius durch den Prankenschlag eines Löwen am linken Arm erheblich verletzt. Der Knabe hatte sich zu nahe an den Käfig des Löwen begeben, sodaß er von diesem erreicht werden konnte. Nach Anlegung eines Verbandes durch einen Arzt wurde der Knabe in seine elterliche Wohnung gebracht.

rwd. **Duisburg, 12. Okt. Kabelwerk Duisburg spendet 15 000 RM für das Winterhilfswerk.** Das Kabelwerk Duisburg-AG. hat dem Winterhilfswerk des Deutschen Volkes 1934/35 den Betrag von 15 000 RM zur Verfügung gestellt.

+ **Mülheim-Ruhr, 12. Okt. Familie Thyssen finanziert Winterhilfswerk in Mülheim-Ruhr.** Schon im vergangenen Winter zeigte die Familie Thyssen durch reiche Spenden für das Winterhilfswerk ihre Verbundenheit mit der Mülheimer Bevölkerung. Die Mitglieder der Familie Thyssen haben sich nun entschlossen, die Winterspeisung der bedürftigen Bevölkerung von Mülheim-Ruhr durchzuführen. Weiter haben sie dem Winterhilfswerk 20 000 Meter Nessel, 1000 Meter Biberbettücher und 1200 wollene Schlafdecken zur Verfügung gestellt. Darüber hinaus hat Frau Baronin Berg, geborene Thyssen, noch einen größeren Betrag für besondere Zwecke zugesagt. Diese großen Spenden werden gewiß von der ganzen Mülheimer Bevölkerung freudig begrüßt, sind sie doch ein sichtbarer Ausdruck deutscher Volksgemeinschaft.

Preis der Winterfavoriten in Köln.

Die Kölner Bahn wird am Sonntag sicherlich das Ziel Tausender von Turffreunden sein. Von überragender Bedeutung ist der Preis des Winterfavoriten, der allerdings insofern an Interesse verloren hat, als die besten Pferde des jüngsten Jahrgangs wie Contessina, ihre Bezwingerin Valparaiso, Sturmvogel und Ricardo nicht am Start erscheinen werden. Dennoch aber ist ein Elitefeld zusammengekommen, das für einen sportlichen Genuß verbürgt. Der Stall Gradiz ist mit Artischocke und Stromwende sehr gut vertreten. Allerdings ist der Start von Artischocke noch fraglich. Stall Oppenheim sattelt Manzanares oder San Michele, die aber beide noch nicht allzu viel gezeigt haben. Alp war in Horst-Emscher vor Perlenschnur, die aber diesmal noch Glacis mit auf den Weg erhält. Vom Rest sind Olearius und Teechen zu nennen, denen wir unsere Stimme geben.

Unsere Voraussagen.

1. R.: Gnusemong — Lertha;
2. R.: Steinmetz — Handschar;
3. R.: Leithirsch — Birgit;
4. R.: Olearius — Teechen;
5. R.: Natango — Binse;
6. R.: Rasputin — Gnom;
7. R.: Lorbeerrose — Bandage;
8. R.: Paramour — Egon.

Winterhilfswerk des Deutschen Volkes 1934/35

Strafantrag im Mordprozeß Mindermann.

15 Jahre Zuchthaus.

)(**Düsseldorf, 13. Oktober.**

In der weiteren Zeugenvernehmung im Indizien-Mordprozeß gegen Peter Mindermann machte sich die Länge der Zeitspanne zwischen Tat und Gerichtsverhandlung bemerkbar. Bei einigen Zeugen ist die Erinnerung an manche, für die Indizienbelastung wichtige Einzelheiten unsicher geworden. Der Vater der Ermordeten, ein Eifelbauer, schildert das Martyrium seiner Tochter bei dem Angeklagten. Er hat dem Mindermann nie getraut. Vor ihren Reisen zu Mindermann sagte die Ermordete mehrfach: „Wenn was passiert, dann sorgt für das Kind!“ Als sie ihre letzte Reise zu Mindermann antrat, hat der Vater ihr nachgerufen: „Paß auf! Bleibe immer unter Leuten, sonst kommst Du nicht mit dem Leben davon.“ Daß seine Tochter Selbstmord auch nur erwogen hätte, hält der Vater für unmöglich.

Der frühere Leiter des Erkennungsdienstes, Irrgang, bekundet, die unter Schuhsohlen Mindermanns eingeklemmt vorgefundenen Grashalme seien noch grün und von einer Art Riedgras gewesen, wie es am Fundort der Leiche wuchs. Es sollen Botaniker über die Grasarten gehört werden. Es kommt in dieser Phase des Prozesses zu einem heftigen Zusammenstoß zwischen dem Verteidiger und dem Vorsitzenden. Der Verteidiger erklärt, er fühle sich durch die Ablehnung seiner Anträge in der Verteidigung beengt. Der Vorsitzende weist das zurück.

In der Nachmittagssitzung stellten beide vom Gericht geladenen Sachverständigen fest, daß das unter Mindermanns Schuhen damals gefundene Riedgras, das eines der Hauptindizien der Anklage bildet, fast überall an feuchten, sandigen Stellen vorkomme, sich auch sehr lange frisch halte.

Gegen 19 Uhr sprach der Staatsanwalt. Nach eingehender Würdigung aller Indizien, vor allem des Motivs der Beseitigung der Frau und der auffallenden Widersprüche des Mindermann in seinen Vernehmungen, kam er zu der Ueberzeugung, daß Mindermann seine Frau vorsätzlich getötet habe. Beim Fehlen aller Tatzeugen sei allerdings nicht nachzuweisen, daß Mindermann mit Ueberlegung gehandelt habe. Er beantragte daher gegen Mindermann, dessen Tat er als furchtbar roh und gemein bezeichnete, wegen Totschlags die Höchststrafe, 15 Jahre Zuchthaus und zehn Jahre Ehrverlust.

Das Urteil wird Samstag gesprochen.

Die erste Zeppelin-Fahrt über den Atlantik

Am 12. Oktober vor 10 Jahren.

Leer, verödet lagen die weiten Luftschiffhallen in Friedrichshafen. Die deutschen Zeppelin-Luftschiffe waren zerstört oder an die Siegerstaaten abgeliefert; für immer sollte nach der Absicht des Feindbundes der Geist Graf Zeppelins gefesselt bleiben. Da besann sich Amerika darauf, daß es ebenso gut wie Italien und Frankreich Anspruch darauf erheben könne, eines der berühmten Luftschiffmodelle vom Zeppelintyp als „Reparationslieferung“ zu erhalten. Deutschland sollte noch ein letztes Mal einen Zeppelin bauen dürfen, — doch nur als Studienobjekt für die amerikanische Luftfahrt, und dann sollten die Werftanlagen endgültig zerstört werden.

Aber erst dann würde das deutsche Luftschiff dem Reparationskonto gutgeschrieben werden, wenn es wohlbehalten in Amerika eingetroffen war — eigentlich eine unerhörte Forderung. Der Luftschiffbau Friedrichshafen hatte den Mut, den Auftrag anzunehmen. Noch einmal wollte man der Welt zeigen, was deutsche Ingenieurkunst und 25jährige Erfahrung zu leisten imstande waren.

Im Sommer 1922 wurde unter Leitung Dr. Dürrs der Bau begonnen und nach zwei Jahren lag der silberglänzende Leib des „Z. R. III“ fahrbereit in der Halle. 700 000 cbm Inhalt hatte der Luftriese, 41 000 kg Nutzlast konnte er aufnehmen und die drei Dieselmotoren verliehen ihm eine Geschwindigkeit von 125 Kilometern pro Stunde. Im August stieg er zu einem Rundflug unter Führung Dr. Eckeners in Ludwigshafen auf. Brausender Jubel begrüßte den „Z. R. III“ überall, wo er über dem deutschen Land erschien, doch in die Freude, endlich wieder ein Zeppelin-Luftschiff zu sehen, mischte sich die Trauer, daß das stolze Schiff in fremde Hände übergeben werden mußte.

Am 12. Oktober trat „Z. R. III“ seine denkwürdige Fahrt über den Ozean an. Gespannt folgte die ganze Welt dem kühnen Flug und unbeschreiblich war die Begeisterung, als das deutsche Luftschiff nach glänzend verlaufener, dreieinhalbtägiger Fahrt über Newyork seine Kreise zog, als Dr. Eckener seine Botschaft an das amerikanische Volk abwarf.

Fast zehn Jahre lang hat „Z. R. III“ in der amerikanischen Luftfahrt unter dem Namen „Los Angeles“ treu gedient, als eines der wenigen Luftschiffe im amerikanischen Dienst, die nicht durch Katastrophen endeten. Seine Leistung ist bisher nur von einem einzigen Luftschiff übertroffen worden — von seinem deutschen Nachfolger „Graf Zeppelin“.

Der Flug des 12. Oktober 1924 war eine glückhafte Fahrt — trotz des bitteren Gefühls, das wir Deutsche dabei hatten. Zum ersten Mal seit dem Kriegsausbruch sprach man in Amerika mit Anerkennung und Sympathie von Deutschland. „Z. R. III.“ hatte eine Bresche geschlagen in die Mauer, die aus Haß und Verleumdung um uns errichtet war; es war der erste Botschafter deutschen Könnens und deutschen Lebenswillens.

Wenn Aerzte streiken.

§ **Mexiko, 11. Oktober.**

Wie die „Prensa“ aus Colima meldet, überfiel die Bevölkerung in der Nacht zum Dienstag die Sprechzimmer einiger Aerzte und Zahnärzte, die seit mehreren Tagen als Protest gegen Steuererhöhungen streikten. Die erbitterte Menge zerstörte sämtliche Einrichtungen und konnte nur mit Mühe von der Polizei vertrieben werden. Die Aerzteschaft protestierte beim Staatspräsidenten auf das schärfste gegen diesen Anschlag, der radikalen Agitatoren zugeschoben wird.

Wetterbericht.

◆ **Essen, 13. Oktober.**

Vorhersage für Sonntag: Mäßige nordwestliche später abflauende auf West zurückdrehende Winde, noch meist stark wolkig mit zeitweiligem Niederschlag, nur vorübergehend aufgeheitert, keine Temperaturänderung.

Vorhersage für Montag: Westliche bis südwestliche Winde, anfangs vielfach aufgeheitert, später aber erneute Bewölkungszunahme, noch immer für die Jahreszeit warm.

Vorhersage für Dienstag: Wieder zunehmende Unbeständigkeit.

„Warum schreibst Du nicht – Rolli?“

Roman von Walter Sawitzky.

Copyright: Nationaler Romandienst, Herbert Kühlmann, Berlin-Tempelhof. Nachdruck verboten!

5)

Dieser Tag vergeht wie viele seiner Vorgänger. Kira ist im Büro der Filmgesellschaft gewesen und hat dort von dem Hilfsregisseur Kärger Instruktionen bekommen. Es werden also doch zwei Aufnahmetage sein, für den ersten Tag braucht sie nur ein Badetrikot, für den zweiten ein elegantes Abendkleid.

„Ne kleine Szene hinter einer Bar“, sagte der etwas angestaubt wirkende, recht affektierte Regisseur näselnd, „Sie sitzen da mit 'n paar Meechens, dann kommt ein Gent herein, an den machen Sie sich ran, na Sie verstehn ja?“

Kira weiß gar nicht, wie man sich als Barmädchen an einen „Gent ranmacht“, aber sie nickt freundlich, es wird schon irgendwie gehen.

„Alles Nähere wird man Ihnen draußen noch sagen, zu sprechen haben Sie so gut wie nischt, muß noch mal ins Drehbuch reinsehen, und am ersten Tage, also morgen, wie gesagt, Badetrikot!“ Er lächelt zynisch: „Die Figur dafür haben Sie ja scheinbar! Also pünktlich neun Uhr, Sie bekommen draußen noch einen Zettel, Fräulein .... Wie war doch der Name? Quanten? Also schön, Fräulein Quanten, morjen!“

„Sympathisch ist dieses Männchen nicht gerade“, denkt Kira, „und meine „Rolle“ auch nicht sehr. Dafür sind aber 50 Mark doch sehr sympathisch, und die näheren Einzelheiten wird man Rolli wohl verschweigen müssen, es kränkt den guten Jungen doch nur wieder und ändern kann man es nicht.“

Am Nachmittag sitzen die beiden wieder in dem kleinen Stammcafé, aber Kira ist etwas unruhig heute. Sie hat noch allerhand zu Hause zu tun, auch hat sie der Generalin versprochen, heute früh zu Hause zu sein. So gehen sie früh auseinander, denn sie wissen ja nicht, daß nun alles plötzlich aus und zu Ende ist! Schwer sind diese Tage und Wochen gewesen, eintönig sind sie dahingeflogen, und nur von ihrer Liebe durchglüht und überstrahlt sind sie erträglich gewesen. Aber nun packt das Leben und das Schicksal sie und wirbelt alles durcheinander und reißt sie auseinander, und Gott allein mag wissen, ob sie sich je wiederfinden werden. . .

Brunander ist am nächsten Tag schon früh heraus. Er hat sorgfältig Toilette gemacht, gefrühstückt, er spürt einen gewissen Tätigkeitsdrang, man müßte irgend etwas tun, den ganzen Tag wird er Kira nicht sehen, man muß die Zeit totschlagen, jemandem schreiben, telephonieren, sich ablenken, irgendwie betätigen! Ob man Charly schreibt? Man könnte den Brief an die argentinische Gesandtschaft adressieren, so dürfte er ihn doch bestimmt erreichen.

Er sucht im Schreibtisch nach passendem Briefpapier, da schrillt das Telephon. Kira ist am Apparat. In deutlich merkbarer Erregung sprudelt sie zuerst eine recht unklare Geschichte heraus, nach einigen Gegenfragen erst begreift Brunander, was eigentlich los ist. Der Schauspieler Will Dwendrus, der in dem Film eine Charge übernommen hatte, hat um acht Uhr früh telephonieren lassen, er habe eine akute Fischvergiftung, soeben sei der Magen ausgepumpt, es sei ganz ausgeschlossen, zur Aufnahme erscheinen zu können! Aerztliches Attest schicke er sofort ein. Nun tobt Kärger wie ein Wilder im Atelier, die Aufnahme kann nicht verschoben werden, das Orchester Komparserie, alle sind bestellt und bereits erschienen. Die Dekorationen sind schon am Vortage in achtstündiger Arbeitszeit aufgestellt, kurzum, es gibt einen Riesenverlust, wenn man nicht sofort an die Aufnahme gehen könne! Kärger ist verzweifelt, Dr. Brandes telephonisch nicht zu erreichen, ebenso zwei Schauspieler, die als Ersatz für Dwendrus in Frage kämen. Kurz entschlossen haben sie ihn, Brunander, für die Rolle vorgeschlagen, Kärger sei mit allem einverstanden, er solle bloß so schnell wie irgend möglich herauskommen, weißes Beinkleid, Sporthemd, Schwimmtrikot, Frack, auf alle Fälle dunklen Sakko mitnehmen. Ob denn über das Honorar gesprochen wäre, fragt Brunander. Nein, er brauche sich aber nicht sonderlich zu genieren, Kärger müsse ja in dieser Situation alles bewilligen, 200 oder auch 250 Mark für den Aufnahmetag, wie er meine, nur so schnell wie möglich da sein!

Brunander ruft in den Apparat: „Jawohl, bin in dreißig Minuten da.“ Er ist überglücklich. Arbeit, Verdienst, du lieber Gott! 250 Mark, wahrscheinlich zwei Tage! Das wären 500 Mark! Er packt die erforderlichen Kleidungsstücke in den Handkoffer, wirft noch ein halbes Dutzend Krawatten wahllos dazu, wo ist bloß das Schwimmtrikot? Die Lackschuhe? Hat endlich alles beisammen, wirft sich in eine Taxe und fährt genau dreiunddreißig Minuten nach Kiras Anruf am Atelier vor.

Kira kommt ihm gleich am Eingang entgegen. Sie hat einen leuchtend blauen Bademantel über ihrem Schwimmtrikot, das Gesicht ist schon für die Aufnahme geschminkt. Etwas fremd erscheint sie so, doch kommt Brunander das kaum zum Bewußtsein. „Gottlob, daß du da bist, Rolli, komm jetzt schnell zu Kärger, mußt dich ja noch umziehen, sei nur nicht zu bescheiden, 250 Mark kannst du bestimmt herausdrücken!“

Brunander verschwindet in einem kleinen Verschlag, wohin sich Kärger zurückgezogen hat und kommt nach einigen Minuten mit einem Vertragszettel wieder heraus. „Zwei Tage à 250“, flüstert er Kira zu, „übrigens ist das ja ein ekelhafter Kerl! Näheres später, muß mich umziehen.“

Eine halbe Stunde später gehen die Aufnahmen los, es klappt alles ganz gut an diesem ersten Tage, und am Abend kann Brunander sich 250 Mark von der Kasse holen. Kärger hat sich nur sehr widerstrebend zu diesem Honorar bereit erklärt. „Dr. Brandes wird mir schön auf den Kopf kommen, Dwendrus wäre ja viel billiger gewesen! Das sind so die jungen Herren heute, wenn sie das zweite- oder drittemal im Atelier stehen und 'nen halbes Albers- oder Janningshonorar herausschinden zu müssen.“ In einem widerlich-wegwerfenden Ton wird das alles gesagt, es hat gar keinen Zweck, etwas zu erwidern, ein unangenehmer Mensch, dieser Kärger! Zu Kira ist er heute allerdings überaus freundlich, wenn auch mit einem sehr bedenklichen Unterton, und Brunander ist sehr zufrieden, daß er ihr an diesen beiden Tagen zur Seite stehen kann. Sie lassen sich die Stimmung nicht verderben, fahren zusammen zur Stadt zurück, trennen sich aber dann gleich. Beide sind sehr ermüdet von den Aufnahmen, und man wird lieber morgen, nach getaner Arbeit durch einen kleinen, festlichen Abend den unerwarteten Verdienst etwas feiern. Man hat Brunander das Drehbuch mitgegeben, denn die Szenen des nächsten Tages stellen immerhin etwas größere Anforderungen an ihn. So will er sich denn abends etwas damit beschäftigen und darauf vorbereiten.

Am nächsten Tage muß zunächst noch etwas auf die Fertigstellung der Dekoration gewartet werden. Brunander will die Zeit benutzen, um sich über einige, seine Rolle betreffenden Fragen bei Kärger zu informieren. Der Hilfsregisseur hört ihn kaum an. Er könne nicht wegen jedem Quatsch stundenlange Vorlesungen halten, wenn Brunander nicht einmal damit allein zurechtkomme, dann hätte er doch die Rolle überhaupt nicht annehmen dürfen. Aus welch einer üblen Lage er gestern von Brunander befreit wurde, hat er scheinbar schon vergessen! Für genauere Erklärungen, was Kira zu tun hat, steht Kärger aber sonderbarerweise genügend Zeit zur Verfügung. Immer wieder bemerkt Brunander, der planlos durch das Atelier schlendert, wie Kärger auf Kira einredet. Seine Abneigung gegen den jungen Schauspieler scheint tatsächlich darauf zu beruhen, daß er ihn hier als störend empfindet.

Die Bar, in der die Szene spielen soll, ist fast fertig. Ein kleines Orchester hat bereits Platz genommen und probt leise an einem Tango. Mit viel Geräusch werden die Jupiterlampen angerollt. Facettenspiegel blitzen auf, der Tonmeister balanciert an dem schwebenden Mikrophon, überall tritt man auf Kabelschnüre, Scheinwerfer werden hin und her geschoben. Es herrscht eine unmenschliche Hitze, man hört Kommandorufe, Schimpfworte, Monteure, Komparsen, Kameraleute, alles schreit durcheinander.

Brunander ist nervös, er steht am Eingang zur Bar und sieht auf Kira, auf die Kärger schon wieder einredet. Um die anderen beiden Mädchen kümmert er sich überhaupt nicht. Alle drei sitzen an einem kleinen Tisch, Kira im Vordergrunde. Man kann nicht verstehen, was der Regisseur eben sagt; Kira schlägt ein Bein über das andere, zwei Lampen werden nun angerollt, seitwärts von ihr aufgestellt und zischend eingeschaltet. Der Aufnahmeapparat liegt fast flach auf dem Boden, der Mann an der Kamera legt sich platt auf den Bauch. Kärger sagt wieder etwas, sie beginnt mit der Fußspitze zu wippen, sieht fragend zu ihm auf. Kärger tritt nun ganz nah an sie heran und fährt ihr mit der Hand durch das Haar, so daß die Frisur in Unordnung kommt. Kira wirft einen hilflosen Blick auf Brunander, es zuckt in ihrem rechten Mundwinkel, wie immer, wenn sie erregt oder verlegen ist, und im selben Augenblick tönt auch schon schneidend Brunanders helle Stimme aus der Ecke:

„Es genügt, wenn Sie Ihre Anweisungen mündlich geben, Herr Kärger, praktische Demonstrationen sind absolut unangebracht!“

Kärger wendet sich mit einem Blick herum, er ist vollkommen konsterniert „Was — was soll ich? Was haben Sie denn hier zu meckern?“ Er kommt allmählich in Wut. „Mit welchem Recht haben Sie mir hier Vorhaltungen zu machen?“

„Fräulein von Quanten-Wessel ist meine Braut, und ich dulde es nicht, daß Sie sie anfassen, verstehen Sie mich?“

Eins der Mädel kichert leise auf. „Ihre Braut? So genau wollen wir das hier gar nicht wissen! Meine Braut —“ sagt er höhnisch, „wie pompös das klingt. Da hört man ja ordentlich die Orgel rauschen und die weiße Seide knistern. Sie sind hier im Filmatelier, junger Mann, und nicht im Kasinoball! Merken Sie sich das!“

(Fortsetzung folgt.)

Scharfe Bekämpfung des Bettlerunwesens.

Die Polizeipressestelle Recklinghausen teilt mit:

Das Winterhilfswerk 1934/35 muß zu einem vollen Erfolg gebracht werden. Eine Beeinträchtigung des Winterhilfswerks ist darin zu erblicken, daß das Publikum immer noch von bettelnden Personen belästigt wird, die in vielen Fällen nicht nur jeder Unterstützung unwürdig sind, sondern häufig sogar ein nicht unbeträchtliches Einkommen haben. Zwar ist infolge der scharfen Bekämpfung das Bettelunwesen im letzten Jahre ganz erheblich zurückgegangen, aber immer noch kommen doch Fälle vor, die unbedingt im Interesse einer geordneten Fürsorge vermieden werden müssen. Aus einer mildtätigen Gesinnung, oder aber, um die Bettler schnell los zu werden, werden oft wahllos und ohne Kenntnis der Verhältnisse der Bettler an diese Geldmittel oder andere Unterstützungen gegeben. Dies darf unter keinen Umständen mehr länger geduldet werden. Das Winterhilfswerk ist so organisiert, daß die Bettelei von unbekannten Personen vollständig überflüssig ist.

Die Bevölkerung wird dringend gebeten, der Polizei bei der Bekämpfung des Bettlerunwesens behilflich zu sein. Bei dieser Gelegenheit wird auch auf den Verkauf von Streichhölzern, Schnürsenkeln usw. an der Tür hingewiesen, wobei es sich um eine verschleierte Bettelei in den meisten Fällen handeln wird. Das Gleiche gilt auch vom öffentlichen Spielen und Singen in vielen Fällen. Solche Personen wolle man abweisen.

Herbst-Hengsteschau in Münster.

Die diesjährige Hengsthauptkörung der Landesbauernschaft Westfalen, verbunden mit einer Hengstprämiierung findet vom 24. bis 26. Oktober in Münster, „Halle Münsterland", statt. Die Vorführung der prämiierten Hengste erfolgt am 25. Oktober, nachmittags gegen 5 Uhr. Am 26. Oktober, morgens 8 Uhr, beginnt der Ankauf der Hengste durch die Preußische Gestütverwaltung. Während der ganzen Veranstaltung ist freier Hengstmarkt. Angemeldet sind 260 Kaltblut- und 50 Warmbluthengste.

Bei dieser alljährlich nur einmal in der Provinz Westfalen stattfindenden Veranstaltung bietet sich den Besuchern die beste Gelegenheit, sich über den zeitigen Stand der Hengsthaltung und Hengstaufzucht in der Provinz Westfalen ein klares Bild zu verschaffen, da mit wenigen Ausnahmen sämtliche Privat- und Genossenschaftshengste gezeigt werden. Interessenten finden hier die günstigste Gelegenheit, passendes Hengstmaterial zu kaufen.

Der Reichsbahnverkehr im Direktionsbezirk Münster im September

Hierzu teilt uns die Pressestelle der Reichsbahndirektion Münster folgendes mit:

Der Reiseverkehr war Anfang September, beeinflußt durch den Ferienverkehr, noch ziemlich stark. Auch in der übrigen Zeit hielt die Besserung an, so daß gegen die Vorjahre eine beachtenswerte Verkehrszunahme festzustellen ist. Das schöne Herbstwetter belebte auch den Ausflugverkehr. Der Sonderzugverkehr war auch im September noch stark. Es wurden insgesamt 175 Sonderzüge gefahren, hiervon 25 für die NS Gemeinschaft „Kraft durch Freude", 34 für den Reichsparteitag in Nürnberg und 26 für das Reichserntedankfest. Auch der Pilgerverkehr war vorübergehend noch wieder recht lebhaft, es wurden 35 Pilgersonderzüge gefahren.

Im Güterverkehr war der Güterempfang (Ladungsverkehr) im Monat September reger als im Vormonat und erheblich reger als im gleichen Monat des Vorjahres. Sehr lebhaft war wieder der Eingang von Kohlen, Düngemitteln und Baustoffen. Der Eingang an Kohlen, Koks und Briketts in Emden zur Ausfuhr über See ging etwas zurück. Der Güterempfang zeigte im arbeitstäglichen Durchschnitt folgendes Bild: September 1934: 1860 Wagen, August 1934: 1730 Wagen, mithin im September 1934 mehr 130 Wagen. September 1933: 1628 Wagen, mithin im September 1934 mehr 232 Wagen.

Der Güterversand stieg ebenfalls weiter an, auch gegenüber dem Vorjahre. Im arbeitstäglichen Durchschnitt wurden für den Güterversand gestellt: September 1934: 2834 Wagen, August 1934: 2747 Wagen, mithin im September 1934 mehr 87 Wagen; September 1933: 2649 Wagen, mithin im September 1934 mehr 185 Wagen. — Mehr Wagen wurden benötigt für Düngekalk, Mergel, Torf, Torfstreu und Kohlen, weniger dagegen für Wegebaustoffe. Der Erzversand von Emden ging etwas zurück. Infolge des günstigen Herbstwetters hat die Kartoffelernte frühzeitig begonnen. In den letzten Tagen des Monats September setzten die Verladungen ziemlich stark ein. Seit Beginn der Kartoffelernte wurden für den Kartoffelversand durchschnittlich täglich bereits 60 Wagen gestellt.

Der Eilstückgutverkehr zeigte gegenüber dem Vormonat keine nennenswerte Aenderung. Einem Rückgang im Aufkommen von Margarine und Frischgemüse steht eine Zunahme im Fisch- und Obstverkehr gegenüber. Im Vergleich zum Vorjahr ist eine leichte Belebung zu verzeichnen.

Der Frachtstückgutverkehr nahm gegenüber dem Vormonat zu. Arbeitstäglich wurden 1281 Wagen für den Stückgutverkehr benötigt gegenüber 1250 im Vormonat. Im Stückgutempfang ist ebenfalls eine leichte Aufwärtsbewegung eingetreten, die jahreszeitlich bedingt ist. Der Frachtstückgutverkehr lag etwas über dem des Vorjahres.

Der Tierverkehr hat sich weiter günstig entwickelt. Arbeitstäglich wurden 15 Wagen = 8,24 Proz. für den Tierversand mehr benötigt. Die Märkte in Leer und Lingen waren gut beschickt und die An- und Abbeförderung mit der Reichsbahn war rege.

Tagung der Neuhausbesitzer.

Die auf nationalsozialistischen Grundsätzen aufgebaute Bewegung des Reichsverbandes deutscher Neuhaus- und Eigenheimbesitzer, dessen vornehmlichste Aufgabe die Rettung und Erhaltung des Besitzes ist, veranstaltet am Allerheiligentage in Münster für den Gau Westfalen-Nord erstmalig eine Führertagung und Großkundgebung für den sehr bedrohten Neuhausbesitz.

Während in der Führertagung neben aktuellen Fragen vorwiegend Organisationsfragen behandelt werden, werden dagegen in der Großkundgebung im Kolpinghause von namhaften Rednern die Fragen der Sanierung, Entschuldung, Vollstreckungsschutz u. a. besprochen. Die im ganzen Münsterlande errichteten Ortsgruppen fahren bei genügender Beteiligung in Sonderzügen nach Münster. Auskünfte über die Teilnahme hieran werden von der Ortsgruppe bereitwilligst erteilt.

*

Δ **Münster, 13. Okt. Beim Fensterputzen auf die Straße gestürzt.** Die als Hausgehilfin in einer Konditorei an der Hammer Straße bedienstete 15jährige Elly Dorsten aus Rheine putzte die in dem zweiten Stockwerke des Hauses gelegenen Fenster, stürzte ab und blieb mit schweren Verletzungen auf der Straße liegen. Man brachte sie zum Clemenshospital, wo die Untersuchung ergab, daß das Mädchen einen Beckenbruch erlitten hat.

Theater der Stadt Münster.

„Das Lambertusspiel."

Eine der interessantesten Aufführungen, der man seit langem in Münster begegnete, war die Darstellung des Lambertusspieles von Prosper Heyl und der Musik von Franz Ludwig in der Stadthalle.

Die Dichtung stellt die Legende in den Mittelpunkt des Geschehens, die besagt, daß der Bischof Lambert freimütig in Erfüllung seiner ernsten Pflicht den fehlenden merowingischen Hausmeier Pippin tadelt und der Alpais, der Genossin der Sünde, die ihr nicht zukommende Ehre versagt. Die sittliche Forderung des Bischofs und das dynastische Interesse, das nach einem Erben für das Reich verlangt, stehen sich gegenüber. Schließlich werden der hl. Lambertus und Godoard, der Sohn der Friesenfürstin Alpais und des Hausmeiers Pippin, ermordet. Doch die gute Sache trägt den Sieg davon: Plektrudis, die vernachlässigte Gemahlin, wird wieder in Ehren aufgenommen. — Um dieses legendäre Geschehen schlingt sich der Reigen der alten Lambertuslieder.

Der heimische Komponist Franz Ludwig schrieb die Musik, die, ebenso originell wie gekonnt, die großen Fähigkeiten Ludwigs erneut unter Beweis stellt.

Um die Inszenierung hatte sich Willi Hanke bemüht, der die Oper als Volksspiel — sehr zum Vorteil des Stückes — auf die Bühne brachte. Seine Regie war durchdacht und in der Bewegung der Massen vorbildlich. Die musikalische Leitung hatte Karl Mathieu Lange, der den großen Apparat von etwa 400 Mitwirkenden im großen und ganzen so geschickt zu führen wußte, daß die Aufführung klappte. Frida Holst hatte sich erfolgreich große Mühe um die Tänze an der Pyramide gegeben. Das Bühnenbild nach einem Entwurf von Bernd Bröker gefiel. Alle Mitwirkenden, Sänger und Sängerinnen — das Programm führt allein 25 Namen auf — gaben ihr Bestes. Auch die Leistungen der Chöre standen auf der positiven Seite.

Zum Schluß der Aufführung gab es großen Beifall. Während die Hauptdarsteller und der Schöpfer der Dichtung, Prosper Heyl, gefeiert wurden, suchte man den Komponisten, Franz Ludwig, leider vergebens.

W. T . . . e.

Winterhilfswerk des Deutschen Volkes 1934/35

Spielplan des Theaters der Stadt Münster

vom 14.—21. Oktober 1934.

Stadttheater:

Sonntag, 14. Oktober, 15,15 Uhr: „Der Vogelhändler" (Operette). — 19,30 Uhr, Miete So. 3: „Das lebenslängliche Kind" (Lustspiel).

Montag, 15. Oktober, 20 Uhr, Miete Mo. 3: „Das lebenslängliche Kind" (Lustspiel).

Dienstag, 16. Oktober, 20 Uhr, Miete Di. A 3: „Der Vogelhändler" (Operette).

Mittwoch, 17. Oktober, 20 Uhr, Miete Mi. A 3: „Die Räuber" (Trauerspiel).

Donnerstag, 18. Oktober, 20 Uhr, Miete Do. A 3: „Das lebenslängliche Kind" (Lustspiel).

Freitag, 19. Oktober, 20 Uhr, Miete Fr. A 3: „Der Vogelhändler" (Operette).

Samstag, 20. Oktober, 20 Uhr: Neueinstudierung „Der Troubadour" (Oper).

Sonntag, 21. Oktober, 15,15 Uhr: „Hau — ruck!" (Lustspiel). — 19,30 Uhr: „Der Troubadour" (Oper).

Kammerspielhaus:

Sonntag, 14. Oktober, 20 Uhr, in der Stadthalle: „Das Lambertusspiel".

Dienstag, 16. Oktober, 20 Uhr: „Hau — ruck!" (Lustspiel).

Freitag, 19. Oktober, 20 Uhr: „Hau — ruck!" (Lustspiel).

Samstag, 20. Oktober, 20 Uhr: „Hau — ruck!" (Lustspiel).

Sonntag, 21. Oktober, 20 Uhr: Erstaufführung „Ein Kerl, der spekuliert" (Komödie).

Münsterischer Marktbericht.

× **Münster, 13. Oktober.**

Der Wochenendmarkt erfreute sich guten Zuspruches. Abgesehen vom Eier- und Buttermarkt, wo das Angebot nur äußerst mangelhaft war, war die Zufuhr in allen Marktgattungen, vor allem auf dem Obstmarkt, sehr stark. Der Buttermangel wirkt sich dahingehend aus, daß um 11 Uhr die Butter fast restlos ausverkauft war. Es kosteten auf dem Gemüsemarkt Spinat 6—10 oder 2 Pfd. 15, Kopfsalat je nach Qualität 5—10, Endiviensalat 10 oder 2 Stück 15, Feldsalat ¼ 10 und 15, Stengelrüben 10, Wirsing 10, Rotkohl 10, Weißkohl 10, Zwiebeln 10 u. 15, Schalotten 20, Kohlrabi 15, Wurzeln 10, Schwarzwurzeln 20, Rosenkohl 20 u. 25, grüne Bohnen 15 u. 20, Wachsbohnen 20—30, Prinzeßböhnchen 30, Perlbohnen 30, Schlangengurken 15—30, Meerrettich 15—25, Sellerie 20, Rettiche 10 u. 15, weiße Rüben 5, Rote Bete 5—10, Radieschen 10, Blumenkohl 20—50 Pfg. Auf dem Obstmarkt war die Auswahl groß. Weintrauben kosteten 30 und 50, Preißelbeeren 45 u. 50 und Pfirsiche 20—30 Pfg. Die Obsthändler hielten folgende Sorten feil: Goldparmänen 15 u. 16, grüne Boskop 13, Auslese 14, Goldreinette 13, Glockenäpfel 12, Gelber Richard 12 u. 13, Schöner von Boskop 17, Landsberger 14 und von Blenheim 13 Mark je Zenntner. Bei den Landwirten bezahlte man für Landbutter 1,40 u. 1,45 Mk., Landeier 11 u. 12 Pfg., deutsche Markenbutter 1,50, deutsche feine Molkereibutter 1,50 Mk., Enteneier 11, Kühlhauseier mit dem Stempel A 12, B 11, C 10½ und S 12, für standardisierte Eier mit dem Stempel A 13, B 12, C 11½ und S 13 Pfg. Auf dem Wild- und Geflügelmarkt wurden folgende Preise gefordert: Hasen im Fell je Pfund 45—55, Rebhühner 100, Fasanen 200—210, Wildkaninchen 100, Hühner 70 u. 75 und Hähnchen 75 u. 80 Pfg. je Pfd.

Die Rechtswahrer des Dritten Reiches.

Gautagung des NS Juristenbundes am 20. und 21. Oktober.

Aus Anlaß der 1. großen Gautagung des Bundes Nationalsozialistischer Deutscher Juristen, Gau Oberlandesgerichtsbezirk Hamm am 20./21. Oktober 1934, fand am 6. Oktober 1934 im Hotel Lünenschloß in Hagen eine Pressebesprechung statt, zu der eine Anzahl Pressevertreter aus Westfalen und Rheinland erschienen waren. In Vertretung des am Erscheinen verhinderten Gauführers des Bundes, Rechtsanwalts Dr. Wilhelm Römer, M. d. R., zu Hagen sprach der Organisationsleiter, 1. Staatsanwalt Krumbholtz, Hagen, über die geschichtliche Entwicklung des Gaues Oberlandesgerichtsbezirk Hamm.

Der Redner führte aus, daß der Bund Nationalsozialistischer Deutscher Juristen eine der ältesten Parteiorganisationen der NSDAP sei, die auf Veranlassung des Führers im Jahre 1928 von dem jetzigen Reichsjuristenführer, Staatsminister Dr. Frank, ins Leben gerufen worden sei. Die grundlegenden Ziele des BNSDJ seien, so führte der Redner weiter aus,

Stellungnahme zu allen die Partei interessierenden Rechtsfragen,

Schaffung eines neuen deutschen Rechts auf nationalsozialistischer Grundlage.

In den Kampfjahren der Partei habe die erstgenannte Aufgabe überwogen. Der Redner gab einen Ueberblick auf die vielen Prozesse gegen SA- und SS-Männer, Beleidigungsprozesse, die gegen politische Gegner geführt werden mußten, ferner Pressevergehen gegen die nationalsozialistische Presse und große Prozesse vor dem verflossenen Staatsgerichtshof und vieles andere seien an der Tagesordnung gewesen. Besonders im Bezirk des jetzigen Gaues Oberlandesgerichtsbezirk Hamm hätte die Idee des Nationalsozialismus gegenüber der Aera des Liberalismus und Kommunismus stark zu kämpfen gehabt. Die vielen jüdischen Advokaten des hiesigen Bezirks hatten es sich zur Aufgabe gemacht, die Idee des Nationalsozialismus mit raffinierter jüdischer Taktik zu unterbinden. Aber einige wenige Männer hätten es sich in diesem Bezirk zur Ehrenpflicht gemacht, sich für ihre Parteigenossen einzusetzen, und der Redner gedachte einiger dieser Männer besonders. Er nannte die Namen der Parteigenossen Dr. Römer, jetziger Gauführer des Gaues Hamm, jetziger Ministerialrat Kunisch, Hattingen, des jetzigen Oberbürgermeisters Dr. Banicke, Dortmund, der Rechtanwälte Stockheck, Stahl und Hartmann aus Dortmund, des Rechtsanwalts Dr. Fleiter, Münster, Rechtsanwalt Semmler, Bielefeld, und des jetzigen Landrats Evers in Altena. Diese Männer ständen jetzt fast alle an führender Stelle in der Bewegung und sie könnten für sich in Anspruch nehmen, in vorderster Linie gekämpft zu haben. Nach der Machtergreifung hätten sich die Aufgaben des BNSDJ wesentlich gewandelt, als nunmehr in den Vordergrund einmal die Durchdringung der Diener am Recht mit dem Gedankengut des Nationalsozialismus und weiterhin die hiermit eng verbundene Mitarbeit an der Schöpfung eines neuen deutschen Rechts gestellt worden sei.

Der Redner sprach offen aus, daß der Jurist dem Volke fremd geworden war, noch dazu hätte die verflossene Aera alles getan, um den Juristen in der Bevölkerung mißliebig zu machen. Wenn der Jurist als volksfremd empfunden worden und dies auch vielfach noch der Fall sei, so liege das nicht zuletzt darin, daß er oft ein Recht zur Anwendung zu bringen hatte und auch noch hat, das breite Volksschichten nicht mehr als ihr Recht ansahen.

Der BNSDJ umfasse nicht nur den Juristen im typischen Sinne, sondern alle, die irgendwie ihre Lebensaufgabe im Dienst am Recht sehen. Es seien also nicht nur Akademiker, wie Rechtsanwälte, Richter, Staatsanwälte und Verwaltungsbeamte, sondern auch Nicht-Akademiker, wie die große Gruppe der Rechtspfleger, Bücherrevisoren und anderer in den Fachgruppen zusammengefaßt. Jede Fachgruppe sei bemüht, möglichst viel auf ihrem Aufgabengebiete zu leisten. In dieser Verbundenheit aller Berufsgruppen sei bereits eine tiefgehende Auswirkung nationalsozialistischen Gedankengutes zu sehen. Außerdem fänden auch innerhalb der Bezirks- und Ortsgruppen Schulungsabende mit Vorträgen verschiedenster Art statt, die nicht nur reine Fachfragen betreffen, vielmehr würden die Mitglieder auch unter dem Gesichtswinkel der nationalsozialistischen Auffassung geschult.

Die zweite große Hauptaufgabe des BNSDJ sei die Schaffung eines neuen deutschen Rechts. Die Mitarbeit am neuen deutschen Recht werde nicht nur von einer Anzahl prominenter Mitglieder des Bundes geleistet, vielmehr seien alle Mitglieder dazu angehalten, neue Gedanken und Probleme auch in den Versammlungen der untersten Organe vorzutragen, von wo aus dann über den Gau die gesammelten Erfahrungen an die Reichsführung und dann an die Regierung gelangten.

Sodann machte der Gaupressewart des Bundes, Referendar Dr. Weydekamp, einige grundsätzliche Ausführungen auf seinem Fachgebiet.

Zum Schluß gab der Gauorganisationsleiter, der Erste Staatsanwalt Krumbholtz, den Anwesenden noch das genaue Programm der am 20. und 21. Oktober in Hagen stattfindenden Gautagung bekannt und besprach einige organisatorische Fragen. Er bat die Pressevertreter, in möglichst großer Zahl an dieser Gautagung teilzunehmen.

Schlank-jung-elastisch
durch Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee
regt den Stoffwechsel an, fördert die Ausscheidung und sorgt für gesunde Gewichtsabnahme. Jetzt auch als Drix-Tabletten. In Apotheken und Drogerien. v

Gardinen-Rauch
(Gardinen-Zentrale)
Münster i. W.,
51 Rothenburg 51
Das Spezial-Geschäft für Gardinen u. Dekorationen.

Existenz.
In einem aufblühenden, verkehrsreichen Ort des Kreises Stein urt bietet sich für einen strebsamen [5307
Schmiedemeister
mit einigen tausend Mark Barvermögen sichere Existenz. Anfragen erbeten unter D 317 an die Anz.-Verw. der Zeno, Münster i. Westf.

Wer Bargeld hat — der schreibe heute!
Herren-Ballonrad RM. 40.— kompl.
Damen-Ballonrad RM. 44.— kompl.
Qualität, Garantie, ausf. Prosp. gratis!
E. u. P. Stricker, Fahrradfabrik
Bradwede — Bielefeld 131

Sämtliche Musikinstrumente im [5078
Haus der Musik
Josef Viegener,
Münster i. W.,
Rosenstr.-Ecke.

Geschäftslokal
2 Räume, an der Emsstraße gelegen, zum 1. Dezember zu vermieten.
Bisher wurde ein Fleischwarengeschäft darin betrieben. [5310
H. Manns, Rheine i. W.
Telephon 210.

Industrie-Pflanzkartoffeln
v. 1. Abiagt a. d. Osten, gelbfl. gelbe Steckrüb reihenweise bill. abzug.
Kajüter,
Gut Nevinghof bei Münster.

Große Auswahl
Niedrige Preise
Gute Qualitäten
Neue Modelle
bietet Ihnen stets das altbewährte Fachgeschäft
MHM
Gegr. 1874
Möbelhaus Heilborn
Münster i. W.
Hauptgeschäft: Kuhstraße 14
Sonderausstellung: Alter Steinweg 27a
Zirka 180 Zimmer und Küchen
Freie Autoanlieferung!
Annahme von Deckungsscheinen für die Ehestandshilfe.
Langjährige Garantie! [5296
Sendsonntag geöffnet.

Aus Anlaß der Feier unseres
75jährigen Bestehens
sind unsere Geschäftsräume
am Montag, den 15. d. M., ab 10 Uhr
geschlossen. [5299
Sparkasse des Kreises Münster.

Altes ausbaufähiges [5250
Eisenwaren- u. Haushaltungswarengeschäft mit Porzellan und Glaswaren
ist durch den Unterzeichneten an solvente Fachleute, sofort auf lange Jahre zu vermieten. Gute Existenzmöglichkeit. Nähere Auskunft gegen Rückmarke erteilt
Fritz Schoneberg, vereid. Auktion. in Borendorf.

Olsberg-Öfen
DEUTSCHE WERTARBEIT

Hautkrankheiten!
Wir heilten u. ärztl. Aufsicht jahrzehnte vergebl. beh. schw. Fälle in kurzer Zeit durch Mixtura Vonderbecke (ges. gesch.) Grün: b. Flechten a. Art. Lupus (fr. Flechte), Krätze (Bäckerkr.), Fischhaut, Hautjucken, Frost, Geschwüren u. sonstig. Hautkr. 2.30, 3.65, 5.—, 7.50; rot: b. Milchschorf (Grind), off. Beinwunden 2.50, 4.—, 5.50, 8.50. In Apoth. erhältl. Verl. Sie kostenl. Prosp. Chem. Labor., Essen, Grusonstr. 1.

Der Fachmann ist überzeugt
daß der neue
Citroën-Typ „7"
in seiner Gesamtkonstruktion wie auch in jeder klein ten Einzelheit einen unleugbaren Fortschritt gegenüber allen augenblicklich auf dem Markt befindlichen Automobilen aufweist.
Der Preis dieses modernsten und sparsamsten Wagens RM. 3350.-
General-Vertreter: [5323
Heinrich Röer, Münster i. W.
Bremer Straße 42—56. Telephon 417 65

Holz-Verkauf.
Am Montag, den 15. Oktober 1934, kommen in Heilingskiefern zum öffentlich meistbietenden Verkauf: [5358
ca. 200 Kiefernstämme und -stangen
(Bau-, Grubenholz, Schleifer)
13 Brennholzhaufen
3 Lose offenes Reisig.
Zusammenkunft 16 Uhr an den Sandgruben b. Sprengstoffabrik Sythen.
Herzog von Croy'sche Forstverwaltung, Dülmen i. Westf.

Käufer finden Sie bestimmt durch eine Anzeige im allgemeinen Anzeigenteil der Zeno-Zeitungen. Warum? Zeno-Zeitungen sind weit verbreitet.

Sonntag, den 14. Oktober 1934

Wochenend
ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT

Ein Besuch im Eisenerzbergwerk

Von Peter Bauer

Unter Tag

Die Glut der Abendsonne warf ihren Glanz über die Höhen, ließ das Farbenspiel der Herbstwälder schöner auflodern als zu jeder anderen Stunde des Tages und strahlte Schlote und Förderturm der siegerländischen Hütte „Füsseberg" wie mit Scheinwerfern an, indes den Talweg schon die Dämmerung umschattete. Im Büro des Steigers, der uns mit herzlichem Händedruck empfing, verpaßten wir die notwendige Grubenkleidung, Schuhe, Hose, Jacke, Hut, und zur Vervollständigung der Untertagausrüstung erhielt jeder eine am Bügel zu tragende Karbidlampe. Sie brennt mit offener Acetylenflamme und ist in Erz- und Kalibergwerken gefahrlos, während in Kohlenzechen der Schlagwetter wegen statt ihrer elektrische Grubenlampen gebraucht werden.

Hintereinander, der Steiger als Führer voran, betraten wir den Stollen, der in gleicher Ebene mit der Landstraße ins Innere des Berges vorstößt. Wir schritten zwischen den Schienen einer Fahrbahn in tiefste Nacht, durch die sich der Schein unserer Lampen, an den Wänden huschend, vortastete. So mögen vor Zeiten belagerte Raubritter in letzter Not auf unterirdischen Gängen bei flackerndem Fackellicht geflüchtet sein. Am eisigen Schweigen der Quader und Blöcke neben und über uns vorüber knirschten unsere Schritte in gleichmäßigem Marsch durch nassen Sand und Geröll. Endlich flutete uns Licht entgegen. Der kellerartige Gang erweiterte sich zum geräumigen Gewölbe, von dessen Decke herab elektrische Lampen Tageshelle strahlten. Wir waren am Schacht angelangt. Während der Steiger nach dem Förderkorb in den Maschinenraum telefonierte, nahmen wir auf einer niedrigen Holzbank Platz. Aus dem Dunkel einer Förderstrecke, die hier abzweigen, hallte fernes Tosen der Grubenwasser, die gesammelt mit Pumpen in einen Sumpf von fünf bis sechs Meter Tiefe geleitet werden, von wo sie Abfluß nach der Oberwelt haben. Das Niedergleiten des Förderkorbes wäre fast von uns überhört worden, hätte uns nicht der Steiger darauf aufmerksam gemacht.

Im Förderkorb tiefer hinab

An einem Stahlseil, das über eine Scheibe läuft, hängt das fahrstuhlähnliche Gestell, das mit seiner Länge von etwa 2,50 Meter für zwei Förderwagen hintereinander oder ein Grubenpferd Platz hat. Beiderseits schließt je ein kurzer Schlagbaum den türlosen Raum ab. Wie jeder Aufzug hat auch der Förderkorb Fangvorrichtungen, die sich bei Seilbruch an die Spurlatten der Schachtwände festpressen und den Absturz verhindern.

Mit mehreren Glockenschlägen gab der Steiger das Personensignal, damit die Tiefenfahrt nur mit halb so großer Geschwindigkeit wie bei Materialbeförderung geschehe. Dennoch rasten wir noch immer nach einem Ruck mit 8 Metern in der Sekunde hinab, sodaß es mehr ein Fallen, als ein Fahren war. Die naß schimmernden Schachtwände schienen in toller Flucht nach oben an uns vorbei zu hetzen. Ein kalter pfeifender Luftzug umschauerte uns. Ein unangenehmer Druck auf das Trommelfell machte sich bemerkbar, sodaß man öfter schlucken mußte, um wieder zu hören. Die kleinen Lampen, die in der Helle des Gewölbes fast vergessen worden waren, strengten sich gewaltig an, der andrängenden Dunkelheit zu wehren. Als wir hielten, waren wir auf der 365 Meter tiefen Sohle angekommen. Der Turm des höchsten deutschen Domes, des Ulmer Münsters mit seinen 161 Metern, hätte also zweimal aufeinandergestellt das Tageslicht noch nicht erreicht. Wieder wanderten wir in eine der dunklen Förderstrecken hinein und spürten trotz des neben uns rieselnden Bächleins, in dem die sickernden Quellwasser sich sammelten, die zunehmende Wärme des Berginnern. Zuweilen kam der Schein einer Lampe auf uns zu geschwebt und ein ernstes „Glückauf!" grüßte uns flüchtig. Manchmal hing ein vorgeschobenes Felsstück drohend über uns, und der Steiger, der dagegen klopfte, meinte, das käme auch einmal herunter. Auch an den Wänden, wo starke Eichenstämme, die sogenannten „Stempel", stützten und absperrten, zeigte sich mitunter eine nicht ungefährliche Auflockerung des Quadergefüges.

Im Pferdestall

Als wir um eine Ecke bogen, sahen wir wieder Lichter vor uns, und Räderrollen und stampfende Huftritte unterbrachen die Stille. Es wurde gerade ein Pferd von einem Wagenzug abgeschirrt. In den „Hunten" befördert man nicht nur den Eisenstein, sondern auch den Abfall, die sogenannten „Berge" vom Abbau zum Schacht. In vielen größeren Bergwerken geschieht die Streckenförderung fast nur maschinell mit Lokomotiven, die auf Hauptstrecken zweigleisig fahren. Auf einen Zuruf hin trottete das Pferd, ein schwerer Grauschimmel, mit großen Schritten in einen dunklen Stollen hinein. „In seinen Stall", wie der Steiger prophezeite. Wir folgten, über die Schwellen der Fahrbahn stolpernd, langsam nach, wobei wir, von unserm Führer aufmerksam gemacht, die oft vorkommenden Muschelversteinerungen in den Schichtungen der Wände bestaunten, die bezeugen, daß dieses Gestein einmal von Wassern überspülte Erdoberfläche und Grabstätte abgestorbener Muscheltiere war.

Von dem Pferde vor uns hörten wir bald nichts mehr. Mit verblüffender Sicherheit hatte es sich durch die schwärzeste Finsternis hindurchgefunden und stand bereits neben seinem Arbeitsgefährten vor der Krippe, als wir im Stall anlangten. Willig ließ es sich anbinden und gierig begann sein Maul in dem frischen Hafer zu wühlen, der ihm zugeschüttet wurde. Man sah ihm und dem ebenso kräftigen Fuchs ohne weiteres an, daß sie gut gefüttert werden und ihnen die Zehntourenfahrt am Tage nichts ausmacht. Der vier Meter hohe luftige Stall ist für sie ein prächtiger Erholungsort, zumal sie vom Unternehmer, der mit der Grube abgeschlossen hat, alle acht Tage ausgewechselt werden.

Auf Steigleitern

Von unserer Strecke führten ab und zu engere Gänge seitwärts. Einem von ihnen folgten wir und standen bald vor einem kleinen Zwischenschacht, der unsere Sohle mit der nächsthöheren direkt verband, also das Gestein von unten nach oben durchstieß. Der Schweiß brach uns aus allen Poren, als wir kaum einige Meter hoch auf den senkrechten Leitern in dieser kaminengen Schlucht emporgeklommen waren. Aber es ging weiter und weiter, wobei die Grubenlampe am linken Daumen hing. Im Rücken spürte man dauernd die Wand und von oben kam rieselndes Geröll über einen, so oft der Vordermann mit ganzem Fuß auf eine Sprosse trat, daß die Schuhspitze ans Gestein stieß. Mehrere Male mußten wir uns, da die Leitern plötzlich aufhörten, am Stützgebälk hochziehen, um die weiterführende, etwas seitlicher emporsteilende Leiter zu erreichen. Endlich waren wir in 20 Meter Höhe am Ziel. Aber da hörte der ebene Weg völlig auf. Hügel von Abfallgestein neben Löchern, die einen Mann bequem hinabrutschen lassen konnten, machten das Gehen ebenso beschwerlich wie gefährlich. Die alle 5—6 Meter wiederkehrenden Löcher, „Rollen" genannt, dienen zum Abstürzen des gewonnenen Eisensteins. Sie werden mit Basaltsteinen aufgebaut und zwar von unten nach oben, wie ja auch der Boden dem Abbau der Decke in der gleichen Richtung durch Auffüllung mit „Berge" nachwächst.

In einer „Rolle", die wir vorsichtig umkrochen, hatte acht Tage vorher ein Bergmann den Tod gefunden. Er war, da das ausgeschüttete Gestein nicht ins Rutschen kommen wollte, auf die Rolle getreten, um mit seinem Körpergewicht und Stampfen mit einem Eisen nachzuhelfen. Plötzlich war aber der Schutt unter seinen Füßen so rasch ins Stürzen geraten, daß er nicht mehr abspringen konnte, sondern hinabgerissen wurde und zwischen dem nachpolternden Gestein nur noch als Leiche unten ankam.

Vor Ort

„Vor Ort", das ist gleichsam das Ende einer Sackgasse, von wo aus neue Gänge in das Gestein gesprengt werden. Der Bohrhammer, einem riesigen Korkzieher gleich, der mit Preßluft betrieben wird, macht — Stahl auf Fels! — einen betäubenden Lärm und bringt Hände und Arme, den ganzen Oberkörper des Mannes in heftiges Schüttern und Zittern. Fast unsichtbar rieselt unter ihm ein feiner, für die Lungen gefährlicher Staub weg, den uns der Steiger mit der Hand auffing. Er ist gelblich, sägemehlartig, nur unendlich zermalmter und fliegend wie Blütenstaub. Neuere Bohrhämmer versuchen durch Wasserzuführung die verderbliche Staubbildung zu verhüten. Solange wir sprachen, mußte der Mann, damit wir uns verstehen konnten, die Arbeit einstellen. Ein Ölkännchen, das wie ein kleines Sprachrohr geformt am Boden lag, interessierte uns, da es in keiner Stellung auch nur einen Tropfen hergibt, wenn man den Mechanismus nicht kennt. Nicht minder mühsam als der Aufstieg war der Abstieg über die Steigleitern.

Als wir wieder am Förderschacht waren, hörten wir in der Tiefe Sprengschüsse, und der Steiger forderte einen Förderkorb an, der mit uns im Nu auf 485 Meter Tiefe hinabsauste. Ein mächtiges, baumdickes Ventilationsrohr führte in die Strecke hinein und saugte die von Sprengstaub geschwängerte Luft auf. Aber es umhüllte uns noch immer ein gelber Nebel, als wir „vor Ort" an der Sprengstelle anlangten. Die beiden Bergmänner waren beim „Verschaffen", das heißt, nur einer von ihnen darf nach dem Verhallen der Schüsse das noch hängengebliebene lockere Gestein niederreißen, da die Gefahr, von einem niederpolternden Block getroffen zu werden, keine geringe ist. Die Situation war besonders brenzlich, da nach Angabe der Männer der eine Schuß nicht losgegangen wäre.

Sterne

Beim Rückmarsch atmeten wir schon völlig staubfreie Luft. Hinter einer Streckenkreuzung, wo das Gewölbe sich ausweitete, standen an der Wand in einer Reihe die kuriosen Liegestühle der Bergleute, wo sie bei Halbschicht zu rasten pflegen. Es sind etwa fußhohe, leere, umgestülpte Munitionskisten nahe an die Wand gerückt, sodaß der dahinter aufgestellte Deckel eine schräge Lehne bildet. Ihr „Sofa" nennen mit leisem Humor die sonst so ernsten Männer mit den bleichen hageren Gesichtern diese Ruhegelegenheit.

Zwei von ihnen bestiegen mit uns den Förderkorb, der uns — jetzt nicht schnell genug — der düsteren Unterwelt entriß. Als wir den Ausgangsstollen verließen, war es inzwischen auch über Tag Nacht geworden. Aber frische Luft wehte uns an. Das Herbstlaub roch. Und wie Schwimmer sich in die erquickenden Fluten stürzen, so sogen unsere Körper sich gierig voll der herrlichen Himmelsgabe. Rasch bliesen wir die Grubenlampen aus und nahmen in der Steigerstube die letzte Uebertagverwandlung vor. Wie tat das Wasser Gesicht und Händen wohl.

Von den schweren Schuhen befreit traten wir leichten Schritts auf die glatte Landstraße. Wie eine Liebkosung spürten wir den Wind im Haar. Und Sterne grüßten uns, und unsere Augen grüßten freudig wieder. Sterne, immer mehr Sterne.

Phot.: Nordd. Lloyd

Thaormina und das alte griechische Theater

Afrikanische Abenteuer

VON MAJOR TUDOR TREVOR

Nachdruck auch mit Quellenangabe verboten. Copyright by. Centpreß

Der Fluß wimmelt von Krokodilen.

Während ich — glücklicherweise zum letzten Mal — hinüberschwamm, rief mir Meikle zu: „Es ist ein Glück, daß die Krokodile keinen von uns erwischt haben. Der Fluß wimmelt von ihnen." Das klang nicht sehr tröstend, da ich noch im Wasser war, als er es sagte. Als wir noch ein paar Meilen zurückgelegt hatten, hofften wir, nun außer Gefahr zu sein, und durchschliefen den ganzen heißen Tag. Dann gingen wir mutig auf einen Kraal zu, von dem wir glaubten (und hofften), daß er nicht unter der Juridiktion des Häuptlings stehe, der uns aus dem Wege räumen wollte. Der Häuptling dieses Kraals empfing uns anständig und nach einiger Zeit setzte er uns einen Krug Marula-Bier vor. Wir hatten vierundzwanzig Stunden nichts gegessen und waren auch noch schwer krank gewesen. Aber das Bier zurückzuweisen, wäre ein schwerer Etikettefehler gewesen und wir befanden uns in einem Lande, in dem Etikettefehler erst erledigt sind, wenn einen die Geier verspeist haben. Daher tranken wir herzhaft. Als der alte Häuptling die Festlichkeiten für beendet erklärte und uns in die Hütte bringen ließ, die er für uns bestimmt hatte, fiel ich mit dem Kopfe durch eine Schilfwand, die die Behausung umgab. Meikle erging es noch schlimmer, denn er nahm mitten im Feuer Platz.

Nach einigen Tagen nahmen wir Abschied und kamen nach M'Begelwane, wo uns der König M'Bandini aufnahm.

II.

Das Urteil des Königs M'Bandini. — Das Hofzeremoniell des Königs. — Die Zulus sind moralisch. Ein Ehezwist am Hofe in Swaziland. — Die morganatische Königin wird gesteinigt.

Nachdem Meikle und ich, zwei abenteuerlustige Goldsucher, mit knapper Müh und Not dem vom „Zauber Doktor" vom Lebombe uns zugedachtem Tode entgangen waren, erreichten wir nach einer langen und beschwerlichen Reise den „Kraal" des Königs M'Bandini von Swaziland.

Das Hofzeremoniell im Swaziland.

Das Hofzeremoniell dieses Königs wurde sehr streng gehandhabt, deshalb traten wir ohne ein Wort des Grußes ein und empfingen auch keinen solchen — das war die Vorschrift der „guten Sitte". Der König saß im Kreise seiner „Indunas" (Häuptlinge) und unterhielt sich mit ihnen. Gerade ihm gegenüber war Platz für Meikle und mich und so setzten wir uns auf den Boden. König M'Bandini war ein stattlicher und würdevoller Mann von ungefähr vierundfünfzig Jahren. Das Haar an den Schläfen war leicht ergraut, aber im übrigen machte er den Eindruck eines Mannes, der im Zenith seiner Lebenskraft steht. Er war nicht gerade schön, doch hatten wir das Empfinden einem geborenen Gentleman gegenüber zu stehen — und das war auch richtig.

Geraume Zeit saßen wir da, ohne das jemand die geringste Notiz von unserer Anwesenheit genommen hätte. Und wir schwiegen völlig. Ich folgte dabei Meikles Beispiel, der ein alter Bekannter des Königs war und den Rummel kannte. Dieses Ignorieren eines Gastes soll Mangel an zudringlicher Neugierde dokumentieren und gilt in ganz Afrika als ABC des guten Benehmens.

Schließlich brachte eine der königlichen Frauen eine „Kalabasse" (Flaschenkürbis) mit Bier, ungefähr ein Quantum von vier Liter fassend, und stellte sie vor den König, der ein paar Löffel voll daraus schlürfte. Dann wurde das Gefäß zu uns gebracht. Meikle kostete das Bier und rief „Byate", — so mußte der König begrüßt werden. Und der König grüßte uns nun seinerseits mit ein paar Worten, die wörtlich übersetzt hießen: „Ich sehe Euch".

Nun war die Reihe des Bierschlürfens an mir. Da kam mir eine Eingebung. Ehe ich den Löffel an meine Lippen führte, verschüttete ich absichtlich einige Tropfen auf den Boden. Diese Sitte hatte ich bei Bauern im Süden Europas kennen gelernt. Sofort fragte mich der König um den Grund und ich erwiderte: „Die Erde trug den Korn und aus dem Korn wurde das Bier. Also muß auch die Erde den ersten Tropfen haben!" Meine Antwort gefiel dem König ausnehmend, denn man kannte diese Sitte auch in Afrika, und von diesem Augenblick an stand ich unter seinem besonderen Schutze, was mir später sehr zu statten kommen sollte. Der König, der nur bei feierlichen Gelegenheiten seinen Kopfputz anlegte, trug eine Schürze aus Katzenschwänzen, und am Kopfe den bei Zulus und Swazis üblichen Ring. Dieser sieht aus, als ob er aus Ebenholz wäre, ist aber in Wirklichkeit aus einer Art Wachs gemacht, das von einem auf Dornbüschen lebenden Insekt gewonnen wird. Der Swazi-ring ist stärker als jener der Zulus, bedeutet aber ebenso wie dieser das volle Bürgerrecht des Trägers. Niemand darf ihn ohne Einwilligung des ganzen Stammes tragen. Niemals kann er abgenommen werden, denn er ist in das Haar hineingeflochten und sorgfältig politiert. Alle Stämme der Zulus, zu denen ja auch die Swazis gehören, betrachten es als die größte Schmach, den Ring heruntergerissen zu bekommen.

Das tägliche Leben der Swazis wird von einer Etikette geregelt, deren Vorschriften in einem englischen Gerichtshof nicht strenger gehandhabt werden könnten.

Die Zulus sind moralisch.

Es hat zum Beispiel jede Frau ihre eigene Hütte und kein Mann — nicht einmal der König selbst — darf ohne Erlaubnis der Frau die Hütte betreten; Swazis und alle Zulus sind außerordentlich moralisch. Obwohl damals, 1889, fast alle Weißen sich Negerfrauen nahmen, so konnten sie dies doch nur auf jene Art und Weise tun, wie man dort sich richtig ehelich verbindet. Wohl hätte diese Ehe außerhalb Swazilands keine Gültigkeit besessen, aber für die Swazis war die Frau genau so verheiratet, wie wenn sie einen Neger zum Manne genommen hätte. Der Mann muß der Sitte gemäß eine Mitgift, die zehn bis sechzig Pfund beträgt, bezahlen und hat zur Feier der Hochzeit ein Fest für die Verwandtschaft zu geben. Es ist interessant, daß die noch frei kämpfenden Stämme Afrikas der Reinheit ihrer Frauen großen Wert beimessen, während die unterworfenen Stämme dagegen gleichgültig sind.

Ein Ehezwist am Hofe.

Die beiden Königinnen forderten, daß die Frage der Thronfolge erst entschieden werde, wenn sie Kinder hätten. Da stand die morganatische Frau auf und entsetzte alle Anwesenden durch die Worte: „Es ist zwecklos zu warten. Ich habe die beiden Königinnen behext und keine von ihnen wird je Mutter werden. Mit einem Schrei der Empörung sprangen die beiden Frauen auf und stürzten sich auf die „Hexe" um sie zu erwürgen. Kein Mann hinderte sie daran. Man betrachtete es als einen Fall, der nur die Frauen selbst anging. Mit aller Kraft riß sich die Morganatische los und stürzte, ihr Kind in den Armen, auf und davon, die beiden anderen hinter ihr drein. Die Verfolgte rannte gen Norden und erreichte in der Dämmerung Piggs' Peak, das ungefähr dreißig Meilen entfernt ist. Sie versuchte sich im Hause eines Weißen zu verstecken, aber als sie ihre Feindinnen sich der Türe nähern hörte, sprang sie auf der anderen Seite zum Fenster hinaus und floh weiter gen Westen über die fast unzugänglichen M'Kongwa Berge, die sich steil bis zu einer Höhe von dreitausend Fuß erheben.

DEM WINTER ZU

Schau, wie vergilbt die Blätter fallen,
Wie alles welk zu Grabe sinkt!
Horch, wie durch die verwaisten Fluren
Ein Lied vom ew'gen Scheiden klingt!

Und dort die letzten roten Rosen,
Sie ahnen schon den nahen Tod.
Doch schau, sie lächeln noch im Sterben,
Nur langsam bleicht ihr dunkles Rot.

Die ganze Welt steht grau und trübe,
Der Himmel unaufhörlich weint.
Die gold'ne Sonne ist gegangen,
Und finster naht der kalte Feind.

Vorbei, vorbei klingt's durch die Fluren,
Vorbei raunt leis' der Lindenbaum.
O Blütenpracht! O sel'ge Wonne!
Ach alles — alles war ein Traum!

Erinnerung nur ist geblieben,
Ein kleiner, süßer Hoffnungsstrahl.
Und der Gedanke läßt uns leben:
Und der Gedanke läßt uns leben:
Einst zieht der Frühling doch in's Tal!

Wilhelm Orb.

Die morganatische Frau wird gesteinigt.

Am nächsten Tag, als sie nahezu fünfzig Meilen zurückgelegt hatte, holten die Königinnen sie schließlich im Stensdorp Tale noch innerhalb der Grenzen Transvaals ein. Sie steinigten sie zu Tode, nahmen sich des Säuglings an und kehrten mit ihm ins Swaziland zurück, wo der Rat beisammen saß, als ob nichts geschehen wäre. Der Rat ignorierte den Mord, doch da er auf dem Gebiete Transvaals geschehen war, lieferte die Regierung die beiden Königinnen aus, die sich vor Gericht noch des Mordes rühmten. Sie wurden zum Tode verurteilt, aber die Exekution „during the King's pleasure" aufgeschoben. Im Gefängnis wurden sie zu einer Plage, denn sie arbeiteten nicht, und Wärter ebenso wie Mithäftlinge behandelten sie als königliche Hoheiten. Schließlich schlug Sir Robert Ceryden vor, man solle sie ihre Strafe in Swaziland verbüßen lassen, und man lieferte sie ihm höchst erleichtert aus. Sir Robert nahm sie in sein Haus und machte sie zu Kinderfrauen seines neugeborenen Kindes, das sie fürsorglich betreuten. Da keine der Königinnen ein Kind gebar, wurde der Sohn der erschlagenen Frau schließlich zum König ausgerufen. Um nun aber zu König M'Bandini und unserem ersten Besuch in seinem Kraal zurückzukehren. Nachdem wir uns mit dem Bier gestärkt hatten, begann Meikle dem König alles zu erzählen, — wie wir mit knapper Not dem Tode entgangen waren und wie wir nicht gedacht hätten, daß man uns nach dem Leben trachten würde, da wir doch nur innerhalb der vom König gewährten Konzession gearbeitet hätten. M'Bandini zuckte nicht mit der Wimper. Er hörte aufmerksam zu und als Meikle geendet hatte, bat er bloß, daß wir uns einige Zeit in der Nähe aufhalten möchten, bis er um uns schicken würde. Wir verbrachten darauf einige Nächte in einer seiner Hütten, gingen aber dann in Bremmers „Hotel", daß in Wirklichkeit eine miserable Bude war, aber von einem Europäer geführt — und warteten dort. Nach ungefähr einer Woche kam ein Bote und holte uns zum König. Er empfing uns mit korrekter Höflichkeit und sagte, daß wir nunmehr beruhigt zu der Konzession zurückkehren könnten, denn jede Gefahr für uns sei vorbei. Wir verließen uns auf sein Wort, obwohl wir keine Ahnung hatten, was eigentlich inzwischen vorgegangen sei. Die Miene und der Ausdruck des Königs ließen nicht das Geringste erraten.

Die Rache.

Auf der Rückreise führten uns die Träger direkt zu unserem alten Lager, wodurch wir an dem oberhalb von diesem befindlichen Kraal vorbeikamen, der die Quelle all unserer Schmerzen gewesen war. Der Kraal war völlig zerstört und niedergebrannt. Männer, Frauen und Kinder umgebracht. Die Leichen lagen da, so wie sie gefallen waren. Es müssen ungefähr sechzig gewesen sein.

Das war das Urteil des Königs M'Bandini.

Militärparade am Hofe des Königs.

Wir kehrten sofort zum Kraal des Königs zurück. Meikle dankte ihm für die helfende Tat. Da es gerade die Zeit des „Green Mealie Tanzes", einer sehr interessanten Zeremonie, war, blieben wir am Hofe des Königs. Der „Green Mealie Tanz" ist das Fest der ersten Früchte und wird durch eine allgemeine Truppenrevue und die Abschlachtung einer großen Anzahl von Rindern gefeiert. Diesmal erschienen bei dem Fest drei Regimenter zu je tausend Mann und ein paar neu organisierte Kompagnien. Alle kamen in voller, kriegsmäßiger Bemalung, mit schwarzen Straußfedermützen auf dem Kopfe, Ketten aus Messingknöpfen über die Brüste gehängt, Ochsenschwänzen an den Knien und Ellbogen, riesigen Schildern, Wurfspießen und Streitäxten in den Händen. Sie defilierten so schön, wie nur irgend ein europäisches Regiment und als sie den dem König zukommenden Gruß „Byate" ausstießen, wobei sie die rechte Hand und den rechten Fuß in die Luft schleuderten, um gleich darauf wieder in strammer Habtacht-Stellung dazustehen, da konnten sie es mit jeder Parade am Marsfeld aufnehmen. Dann traten einzelne Leute von jedem Regiment an und taten das, was man hier „geiren" nennt. Das bedeutet, das man durch Springen, Schwingen und andere Verrenkungen des Körpers seine größtmögliche Gelenkigkeit zeigt und dabei mit lauter Stimme den Bericht über eine in der Phantasie bestandene Schlacht hinausschreit.

Als Schlußeffekt wird ein Ochse geschlachtet. Man läßt die Tiere los und die dazu besonders ausgewählten Männer verfolgen sie und erstechen sie mit Wurfspießen.

Die Rinderjagd mit Wurfspießen.

Als die Dämmerung sank, erschien das Ganze mehr wie ein gespenstischer Spuk, denn als eine Wirklichkeit. Unaufhörlich dröhnten die Trommeln. Die Männer sangen, die im Kreise gelagerten Frauen klatschten Beifall und das Spiel ging bis zum Morgengrauen fort. Erst als die Sonne hoch am Himmel stand, konnten Meikle und ich daran denken uns schlafen zu legen. König M'Bandini hatte während der ganzen Vorstellung unerschütterlichen Ernst bewahrt, daß ich meinte, er müßte wohl betrunken sein. Tatsächlich war das bei ihm sehr oft der Fall, doch benahm er sich dabei absolut als wahrer Gentleman. Nur die Art, wie er sich schwer auf die Arme seiner Begleiter stützte, verriet dem Eingeweihten seinen Zustand. Zwei besonders starke Leute waren eigens zu seinen „Stützen" erwählt. Er war von Haus aus eine mitfühlende Natur und da das Trinken seine eigene Schwäche war, hatte er auch bei anderen, die betrunken waren, ein Einsehen.

König M'Bandinis Urteil.

Ein merkwürdiger Vorfall ereignete sich gerade zur Zeit unseres Aufenthaltes: Ein herabgekommener Matrose namens Bob wollte von dem König Geld ausleihen und als ihm das mißlang, stach er in seiner Trunkenheit nach ihm. Sofort stürzten sich des Königs Leute auf ihn und wollten ihn lynchen. Doch der König hielt sie trotz seiner schweren Verwundung zurück:

„Bob war betrunken", sagte er. „Nicht Bob hat nach mir gestochen, sondern die Trunkenheit in ihm. Smith hat ihm den Schnaps verkauft. Wenn der König sterben sollte, so tötet Smith und nicht Bob!"

Wahrlich, dieser König hatte ein Urteil gefällt, das eines Salomon würdig gewesen wäre!

Sr. Majestät der Regenmacher.

M'Bandini war der oberste „Regenmacher" im Süden des Limpopo und diesbezügliche Anerbieten wurden ihm von weither gesandt. Ich weiß nicht, ob er Regen machen konnte oder nicht, aber er war bestimmt der beste Wetterprophet, dem ich je im Leben begegnet bin. Manchmal sagte er das Wetter einen Monat vorher mit absoluter Sicherheit voraus. Daß er trotzdem nicht selbst davon überzeugt war, den Regen auch „machen" zu können, zeigt folgende kleine Anekdote: Es war in einer Zeit fürchterlicher Trockenheit, da alles schon mit Sehnsucht gen Himmel sah, denn die Felder benötigten dringend des Regens. Dennoch wollte der König keinen Regen machen. Umsonst flohen seine Untertanen. Die Situation wurde so ernst, daß ein Aufstand unvermeidlich schien. Die Leute sprachen ganz offen davon, was denn ein König nütze, der keinen Regen mache, wenn die Felder am Verdorren seien. Ein auf den König eifersüchtiger Zauberer M'Jovona ging so weit, die dem König verliehene Macht, Regen zu machen, zu usurpieren und erstieg mit einigen Schlachttieren den Berg, den der König bei solchen Gelegenheiten zu besteigen pflegte. Obwohl der König von diesen Vorgängen wußte, sagte er kein Wort. Er rührte sich auch dann noch nicht, als der Rauch von M'Jovonas geopferten Tieren gen Himmel stieg, wo sich alsbald eine winzig kleine Wolke bildete. Die Wolke wurden größer und näherte sich und das Volk schrie begeistert: „Der Regen kommt! M'Jovona hat ihn gemacht!" Aber als die Wolke barst und ein Hagelschauer niederging, der alles zerschlug, was er traf, ergriff die wütende Menge den Zauberer und lynchte ihn. Darnach flehten sie den König von neuem um Regen an. M'Bandini hatte sowohl das Wetter als auch die Stimmung seines Volkes gut beobachtet. Er nahm Schlachtvieh mit sich und bestieg den Berg. Kaum waren die Tiere geopfert, als sich einige Wolken am Himmel bildeten, die sich jedoch nach kurzer Zeit wieder in nichts auflösten. König M'Bandini ließ sein Leibregiment kommen und sagte zu dem Anführer:

„Was ist das für ein eisernes Haus dort drüben? (er deutete dabei auf einem vor kurzen errichteten Laden jenes schon erwähnten unbeliebten Händlers Smith). Es beleidigt die Wolken. Laßt es verschwinden!"

Dieser Smith wird am besten durch die Tatsache charakterisiert, daß seine Frau ihm mit einem Taubstummen durchging! Auch pries er einmal in einer Zeitungsannonce eine von ihm fabrizierte Medizin als ehemaliger „Premierminister von Swaziland!" an! Da das Regiment geradeso wie die ganze Bevölkerung den Smith verabscheuten, waren sie von diesem Auftrag geradezu entzückt. Sie nahmen lange kräftige Stangen und schoben sie unter den Fußboden des Hauses, das sie nach zwei oder drei vergeblichen Versuchen schließlich auf diese Weise in die Höhe hoben und ungefähr eine Meile weit trugen, wo sie es wieder auf den Boden setzten. Daß Smith in dem Hause war, hatte sie dabei weiter nicht geniert!

Am nächsten Tag führte der König dasselbe Schauspiel auf. Die Wolken entstanden und lösten sich auch, ohne dem verdurstenden Lande einen Tropfen Regens zu spenden. Der König erkundigte sich nach dem Verbleib des Hauses. Als er erfuhr, daß es in einer Entfernung von einer Meile stünde, sagte er, daß sie es viel weiter weg tragen müßten, wo die Wolken es nicht sehen könnten! Da nahmen die Leute das Haus, trugen es einige Meilen weit weg und zur Sicherheit ließen sie es in einen Abgrund fallen. Smith war jedoch diesmal nicht darinnen!

Am dritten Tag ruhte der König aus. Doch am vierten bestieg er den Berg von neuem. Und der Regen kam in Strömen und dauerte einige Tage lang.

Wer wagt es von „unwissenden Wilden" zu sprechen, wenn ein Mann solch feine Witterung und überlegene Klugheit beweist? Wochenlang hatte sich der König gesträubt, Regen zu „machen", da er wußte, daß es nicht regnen würde. Als der Augenblick gekommen war, hatte er klug und vorsichtig seine „Zauberkräfte" betätigt.

Von Frauen verprügelt.

Mich hatte der Gewitterregen unterwegs erwischt und ich suchte Schutz in der nächsten erreichbaren Hütte. Ein prächtiges Mädchen stand unter dem Tore, doch sie wehrte mir den Eintritt in recht unliebenswürdiger Weise mit einem Dreschflegel. Als ich mich trotzdem nicht abweisen ließ, erhielt ich einen Kinnhaken, der mich zu Boden schleuderte und einige Frauen kamen aus der Hütte, die mich mit Entrüstung weiterziehen hießen. Ich verstand nicht, was ich eigentlich verbrochen hatte, denn im allgemeinen sind die Swazis sehr gastfreundlich.

Später ließ mich der König zu sich rufen und erklärte mir, daß diese Hütte gewissen Zeremonien geweiht sei, und daß es keinem Manne erlaubt sei, sich ihr zu nähern. Glücklicherweise behandelte der König und die Frauen die ganze Sache als einen Spaß, doch ich mußte den Bau einer neuen Hütte bezahlen. Der König entschied, daß die Frauen mich durchsuchen sollten und alles was sie fänden, würde ihnen gehören. Sie taten es sehr gründlich. Es blieb mir kein einziger Penny übrig —, ich hatte aber glücklicherweise nicht viel in den Taschen.

Ein paar Tage später verließ ich König M'Bandini und seinen Kraal und zog aus — auf neue Abenteuer

(Fortsetzung folgt.)

Unter deutschen Präriebauern in Kanada

VON ALFRED WIEDENBRÜCK

Ein unvergeßlicher Tag auf der großen Fahrt durch die kanadischen Prärien, als ich unerwartet der Gast eines deutschen Bauern wurde! Winnipeg, die Stadt der Farmer, des Getreidehandels und der landwirtschaftlichen Gesellschaften lag weit hinter uns; donnernd polterte der riesenhafte Expreßzug auf der einspurigen Strecke fort durch die Steppen, den Bergen zu, durch die Täler, zum Ozean. In einer kleinen Siedlung hielt der Zug. Sie trug einen deutschen Namen: Friedrichort. Von vielen solcher „towns" haben wir schon gehört: Brüderheim, Bismarckhöhe, Leipzig, Sachsenstadt, Fulda, Friedensburg. Es sind alte Siedlungen, die ersten „Fühler" in die unbekannte Prärie, und die Pioniere — waren Deutsche. Mit einer Axt, einem Pflug und einem alten Gewehr bewaffnet, rodeten und werkten sie an der neuen Heimat.

Und nun stand ich vor einem Haus, das aus Brettern und Pfosten gebaut war. Es war sauber überall, und weiße Vorhänge hingen hinter den Scheiben. Die Milcheimer blitzten in der Sonne; im Hühnerhof lärmte es, das Vieh brüllte in den Ställen. Und eine Ulme stand da vor diesem einfachen, raschgebauten Haus, eine Ulme mit einer Bank rund herum. Und ein kleines Hausgärtchen schmiegen sich an die eine Wand.

So war der erste Eindruck, der sich aufdrängte: die Liebe zur Scholle. Das Blut der Väter rollt durch die Adern dieser Menschen. Die Treue zur Arbeit ihrer Vorväter gedeiht in ihren Herzen. Unerschütterlich.

Ein Gespräch entspann sich, ein unvergeßliches Gespräch:

„Ja," sagte der deutsche Bauer in der Prärie, „es ist mein „home". Es ist meine Heimat. Aber Sie werden sich denken: was für ein Hof! Bretter, Sand. Nirgends Gediegenheit — — —! Jahrhunderte stand unser Hof in Niedersachsen. Und steht heute noch. An jedem Stück hängt unser Herz. Aber hier? Es ist alles ganz anders. Erst war es eine kleine Hütte, und viel braches Feld lag vor uns. Dann kamen bittere Jahre. Endlich wuchs das Getreide. Geld kam herein. In den Städten bauten sie Speicher. Wir lieferten ab. Wir kauften Pferde. Alles ging nur um das Notdürftigste. Mutter flennte. Da gab es nichts, was sie so recht von Herzen liebte, was so für Jahrzehnte und Jahrhunderte gebaut schien. Aber dafür kamen Maschinen. Pflüge mit Lokomobilen, Erntemaschinen. Und dann folgte das Auto. Alles andere blieb primitiv. Die Schule in der Steppe, die Wege, die Kirchen, die Farmhäuser. Sie wurden vielleicht größer.. aber so . . wie bei uns zu Hause . .? Nein! Ich denke oft daran — wie an ein Märchen."

„Es wäre Unsinn, all dies anders machen zu wollen. Es ist ein anderes Land. Ein unendlich großes Land. Da verliert sich alles, was Schönheit heißt. Kunst, Schmuck, Farben. Alles muß praktisch sein, nur eines gibt es: Arbeit! Und die haben wir mitgebracht, wir alle. Da sind noch Landsleute aus Celle und Braunschweig. Aus dem Harz, aus dem Bayrischen Wald, von der Weser, aus der Heide. Und wenn Sie mit den Menschen reden, wird Ihnen überall das gleiche gesagt werden: Nur die Arbeit ist unsere Heimat, die noch bei uns ist, in der wir auch hier leben. Ah . . kommen Sie rein, Mutter wird Ihnen eine Vesper geben! Bleiben Sie zu Gast!"

Ich blieb. Ich aß mit den Deutschen. Ich ließ mir von ihren Erfahrungen berichten. Ich fuhr mit ihnen in das nächste „town". Ein Holzdorf mit einem Hotel „Zum Frühling", mit einem Café „Zum Präsidenten", mit einer Bank und mit Getreidespeichern, die aussahen wie griechische Tempelbauten. Und ein Warenhaus gibt es, in dem man alles bekommt, selbst Ansichtskarten von Hamburg, Bremen und anderen, ländlichen deutschen Städten.

In diesem Dorfe geht es zu wie in einem Wildwestroman. Farmer, Trapper, Prärieläufer, Indianer, Goldsucher, Abenteurer. Aber die Bauern heißen: Müller, Balsen, Erichs, Schotenboom, Pfeiffer. . .

Nachdenklich schaut unser Landsmann vor sich hin, dann sagt er langsam: „Es ist mir oftmals klar geworden . . . daß wir Bauern in der alten Heimat es besser haben. Mit weniger. Mit einem Hof, nicht groß; mit einigen Kühen und Pferden, einem Stückchen Wald. Und Feldern. . . Dort sind wir Bauern, und hier sind wir Farmer. Ja, die Sandstürme, die sind schlimm! Sie vernichten alles, was in Jahrzehnten aufgebaut wurde. Und dann die Unsicherheit, ob man bleiben kann oder wieder fortziehen muß. Wird vielleicht wieder so weit kommen, daß wir unseren Wagen packen und weiterziehen, immer unserem Schicksal nach: die Erde zu roden, als erste Siedler. Immer unserem Schicksal nach: Pioniere zu sein. . . Ueberall auf der Welt, wo man den Bauern sucht. . .

Unerschütterlich in ihrer Hoffnung sind diese deutschen Siedler. Das alte Bauernblut setzt sich durch. Viel neue Jugend ist da, steht auch schon im Kampfe ums Dasein, lernt ihn kennen, muß hart werden, tüchtig in der Arbeit. Die Zukunft ist hier anders als drüben in der alten Heimat. Drüben ist eine Regierung, die für den Bestand der alten Höfe sorgt, die sie hält und stützt. Aber hier ist es anders. Wenn der Boden nicht mehr taugt, der Sandsturm die Erde träge und unfruchtbar macht, dann heißt es eben: weiter! Immer weiter! Das Land ist groß. So groß wie Europa. Und es gibt nur rund 12 Millionen Einwohner in Kanada.

Alles tut die Frau in dieser Steppenwüste, um es ein wenig licht werden zu lassen; sie müht sich doppelt und dreifach, ein wenig Sonne in dem Hause scheinen zu lassen. Sie bringt ihre Erfahrungen und Erlebnisse mit, und die Kinder lernen und behalten sie. Es ist wundervoll, wie diese Heimat lebt.

Sie zeigten mir ihre Schweinezucht, diese Bauern, ihre Pferdekoppeln und die Felder. Die großen Elevatoren, die Speicher, die Hühnerställe, die Obstgärten. Dort und da haben eigenwillige Köpfe auch versucht, ihrem Hof etwas Heimatliches zu geben. Ansätze sind da, aber sie haben das Beginnen wieder aufgegeben. Das tägliche Brot war wichtiger. Sie haben sich den Gesetzen gefügt.

Viele Meilen weit reiten oder fahren sie zu einem Holzpflock, auf dem ein Kästchen angebracht ist — für die abzugebende und ankommende Post. Die Kinder reiten auf den kleinen Pferden stundenweit in eine Prärieschule. Kleine Waldungen haben sie gepflanzt und versucht, Tiere heimisch hier zu machen. Aber immer wieder drängt sich die Maschine dazwischen.

Groß ist die Sehnsucht nach dem Land ihrer Geburt. Ihre Augen leuchten, wenn einmal ein Gast „von der anderen Seite" kommt und Nachrichten bringt. Dann hört der Großvater mit dem weißen Bart ebenso zu, wie der junge Bauer und die Enkelkinder, sie alle lauschen, fragen und fragen immer wieder.

Der Samstag ist der große Tag für sie. Dann kommen sie zusammen. Tauschen Erfahrungen aus, sprechen über die Getreidesorten in den verschiedenen Provinzen, schließen einen Handel ab, feiern Verlobungen und Hochzeiten. Und keinen Samstagabend gibt es, da nicht auch der Heimat gedacht wird. Jenes Dorfes in Deutschland, aus dem sie kommen, in dem sie geboren wurden. In dem sie aufwuchsen, lernten. Und dessen Scholle für sie eine ewige Kraft hat; die Scholle der Heimat. Deren Seele für sie wie ein Gebet ist, aus dem sie Kraft schöpfen können — zur Arbeit und immer neuem Schaffen.

*

Eine Frau um Goethe in Italien

Angelika Kaufmann wurde am 30. Oktober 1741 in Chur geboren. Ihr Vater, der Maler Johann Kaufmann aus Schwarzenberg im Bregenzerwald, war vom Bischof gerufen worden, um ein Gemälde in dessen Kirche auszuführen. Er verheiratete sich dort mit Cleova Lutz; aber 1742 ging er nach Morbegno in Weltlin, wo er ein Jahrzehnt Porträts malte. Die zärtliche Pflege der Eltern, die berauschende Schönheit der Natur wirkten äußerst günstig auf Angelikas Entwicklung. Der Trieb zur Malerei brach so schon früh und spielend bei ihr durch, der verständige Vater leitete ihn so, daß Angelika die Arbeit stets als Freude und nie als Zwang erschien. Die Neunjährige erregte durch wohlgelungene Pastellbilder Bewunderung. 1752 siedelte die Familie nach dem schönen Como über; wissenschaftliche Studien, Musik- und Gesangpflege traten zur bisherigen Kunstübung. In ihrem elften Jahr errang sie sich durch das Bild des Bistumsverwesers einen Erfolg, der ihr zahlreiche Aufträge einbrachte. Die Welt der italienischen Kunst und die Schönheit ihres Landes ging ihr auf, als der Vater 1754 nach Mailand zog. Sie kopierte die Werke der besten Meister der Mailänder Schule. Ihre Porträtbilder fanden größte Anerkennung; sogar der Gouverneur Reginald von Este und die Herzogin von Massa-Carrara saßen ihr. Der Tod ihrer Mutter und ein Antrag, die heimatliche Pfarrkirche auszumalen, rissen sie 1757 aus dem liebgewonnenen Mailand. Der Vater übernahm die Deckengemälde, Angelika führte

Weinernte

an den Wänden die zwölf Apostel (nach Piazetta) in Fresko aus — für zarte Frauenhände gewiß anstrengende Arbeit! Die Bestellungen häuften sich nun so, daß ein häufiger Wechsel des Aufenthaltes notwendig wurde. Ueber Mailand und Parma (wo sie Correggios Fresken bewunderte), kam Angelika nach Florenz und Rom. Dort wurde sie mit Winkelmann bekannt und befreundet; 1764 zeichnete und radierte sie ihn. Das Blatt wurde so charakteristisch, daß man es für ein Werk eines reifen Mannes halten muß. Winkelmanns schwärmerische Auffassung der Antike kam ihrem weich veranlagten Wesen entgegen und versetzte sie in liebevolle Begeisterung für die alte Welt. Ein Auftrag in der kgl. Galerie Gemälde zu kopieren, rief sie nach Neapel, der Zauberstadt im Süden. Es regnete Aufträge von hochgestellten Personen, namentlich reichen Engländern. Ueber Rom kam sie nach Bologna und Venedig; das Studium von Carracci, Tizian, Paul Veronese und Tintoretto schloß ihre kunstgeschichtliche Bildung ab. Lady Wentworth lud Angelika 1766 nach England ein, dort wurde sie über Erwartung gut aufgenommen. Der Prinzessin von Wales Vorbild erregte einen Sturm der stolzen Aristokratie in ihr Atelier. Ein Hochspaler, der sich unter dem Namen eines Grafen Horn in den höchsten Kreisen bewegte, fing sie in seinen Netzen. Sie schloß mit ihm eine Ehe, die nach seiner Entlarvung am 10. Februar 1768 richterlich getrennt wurde. Angelika wollte nun den trügerischen Schein des Hoflebens fliehen, doch hatte ihr Ansehen und das Interesse an ihrer Kunst so wenig gelitten, daß ihr noch verschiedene Heiratsanträge hochgestellter Persönlichkeiten gemacht wurden: die sie aber alle zurückwies. Nach fünfzehnjährigem Aufenthalt in London kehrte sie mit dem kränkelnden Vater nach dem Festland zurück; vorher ging sie mit dem venezianischen Maler Antonio Zuchi eine Ehe ein, die eine harmonische wurde. In Venedig starb bald darauf ihr Vater in ihren Armen. Das Paar ging nach Rom und ihr Haus bildete dort einen Mittelpunkt des geistigen Lebens. Angelika korrespondierte mit den größten Männern der Zeit. 1787 lernte sie Goethe kennen und malte sein Bildnis; später auch den bayrischen Kronprinzen Ludwig (das Bild hängt in der Schleißheimer Galerie). Die französische Revolution raubte ihr einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens; die gleichmäßige Freude an der Arbeit und Liebe zur Kunst halfen ihr aber darüber hinweg. Sie verschied am 5. November 1807 in Rom, während ihr ein entfernter Verwandter, der Bildhauer Peter Kaufmann, Gellerts „Ode an die Sterbenden" vorlas.

Angelika war eine heitere, anmutige Erscheinung, die die Wiedergeburt der deutschen Kunst mit vorbereitete. In ihrer Zeit wurde sie überschätzt, später zu gering bewertet. Sie teilte das Sentimentale mit Klopstock und Geßner, doch ist ihr Ton wärmer und kräftiger. Historische Kompositionen, — sie hat eine lange Reihe gemalt — lagen ihr weniger. Im Porträt war sie Meisterin, auch im Selbstporträt, zu dem sie sich auch als Sophonisbe, Diana, Sappho, Juno usw. saß. Die Zahl der von den verschiedensten Künstlern nach ihren Bildern gelieferten Stiche beläuft sich an sechshundert Blätter.

M. Gorbach.

*

Alter deutscher Rathaussaal

Die Wände sind hoch hinauf getäfelt. Abgesessene Lederkissen liegen auf den schmalen Bänken. Die Decke hängt mit schweren Eichenbalken tief in den Raum. Von dem mittelsten schaukelt eine gotische Leuchterkrone. Im Ringe läuft eine Jagd mit hetzendem Wild und bellenden Rüden, denen der Schaum vom Munde flockt. Darüber lehnen Adam und Eva und Nähr-, Wehr- und Lehrstand. Das Renntiergeweih zwischen den geschmiedeten Hausmarken alter Bürgerfamilien soll Königin Christina von Schweden, Gustav Adolfs Tochter, geschenkt haben. Ueber der Wandtäfelung schauen Gelehrten- und Soldatenköpfe mit dicken Allongeperücken und spiegelndem Harnisch in den Saal, klug, energisch oder lässig, drohend und freundlich, wach oder müde. Dreihundert Jahre drücken schwer. In den Fensterpfeilern haben die ehemaligen Innungen in kostbar geschnitzten Schränken ihre Stiftungsbriefe und die Urkunden der von ihnen betreuten Armenhäuser untergebracht. Durch die Bleiruten der hohen Fenster sieht man auf den Markt mit St. Marien, Stadtwaage und steilen ,buntfarbigen Treppengiebeln, erblickt man das bescheidene, von dem Chor der Kirche überschattete Haus, in dem der Stadt bedeutendster Sohn geboren wurde. Ueber die Bürgerdächer schiebt sich der grüne Dom, und das Denkmal eines ehemaligen Bürgermeisters lugt geruhig aus einem Beet voll roter Mombrezien.

Seit fünfhundert Jahren berät man hier über das Geschick der Stadt. Feinde lagerten vor den Toren, sollte man sich ergeben? Die Wälle mußten verstärkt werden, die Brunnen schöpften nicht mehr genug Wasser. Das uralte Leinengewerbe ging zurück, die Reformation verlangte Einlaß, Friedrichs II. Soldaten requirierten, Napoleons Krieger schossen mit Brandgranaten ins steilblaue Schieferdach. Dann legte man die Schlüssel der Stadt in die Hände eines fremden Königs, riß die Wälle ein, um für das rasche Anwachsen Luft zu schaffen, Fabriken begannen zu qualmen, neue Kriege kamen, die Armut wuchs, oft drückte die Sorge um den nächsten Tag wie Blei.

Die Ambassadeure lächeln leise aus ihren schwarzen Rahmen. Fünf Jahre hat man hier um die Beendigung des bösesten aller Kämpfe gerungen, der schon ein Vierteljahrhundert getobt, als man sich endlich zu einer Konferenz bequemte. Alles war damals schon wie heute gewesen, die braune Täfelung, der schaukelnde schmiedeeiserne Leuchter, die Wandschränke mit ihren dunkel bemalten, krausen Allegorien. Auch der Magistratsdiener hatte den gleichen ergebenen Gang gehabt, wenn er mit einer neuen Ladung von Akten in den Saal trat, und es schien damals schon so, als hätte er sich noch kurz vorher in der darunter liegenden Ratstrinkstube, die seiner Verwaltung unterstand, heimlich an Malvasier oder welschem Rotwein gestärkt. Und dann war es doch endlich Friede geworden, und sie fuhren, zufrieden oder mißvergnügt, bei herbstlichem Regenwetter in ihren schweren Kaleschen davon, voll Erwartung auf die gestrengen Mienen ihrer Souveräne. Der eine hatte von einer güldenen Ehrenkette geträumt und war voll guter Zufriedenheit gewesen, seinen Baron in einen Grafen umzuwandeln, der andere wollte froh sein, wenn man ihm sein Aemtlein am Hofe ließ und ihn nicht für das verantwortlich machte, was ein schlauerer Gegner ihm zähe abgerungen.

Im Saale aber hatte man seufzend die Rechnungen über den vertrunkenen Wein, die Quartierlasten und die mancherlei Ehrengeschenke an Humpen, Prunkgewand Pferden und Hafer zusammengezählt und eine neue Schatzung der Bürger, wenn auch mit blutendem Herzen, erwogen. Dann aber waren die Fenster weit aufgeworfen worden, um den lieben Frieden endlich einzulassen, und vom Turmumgang von St. Marien hatten die Stadtzinkenisten ihren Choral über Gerechte und Ungerechte geblasen, und es wollte dem Rechtskundigen Ersten Bürgermeister fast so scheinen, als sei die Zahl der letzteren in den bösen Versuchungen der langen Jahre beträchtlich über die Menge der Guten hinausgewachsen.

Späte Enkel säumen die gleichen Tische und haben die gleichen Sorgen um ihre trotz allem immer von neuem aus dem Schutt grünende Stadt. Das macht ernst, aber auch zuversichtlich und gläubig. Denn wie die Not jedesmal an die eisenbeschlagene Tür des Saales der Väter pocht, so kehrt auch die Freude zurück, wenngleich seltener und von bescheidenerer Dauer.

Der gotische Leuchter wiegt sich leicht im hereinstreichenden Winde. Von der Wand leuchtet das graue Sehnsuchtswort des Lukasevangeliums: „Und Friede auf Erden" über werdende und vergehende Geschlechter.

Aber wo Menschen sind, ist ewig Kampf. Bis eines Tages der letzte seines Geschlechtes eingeht in das Licht, das die Erfüllung sein wird. Und wofür zu arbeiten unsere Aufgabe ist, so schwer gewesene Zeit und Gegenwart lasten.

Ludwig Bäte.

Ein Leckerbissen für die Giraffe

400 Pfund an der Angel

Nach einem 55 Minuten langen Kampf konnte diese amerikanische Sportanglerin einen 400 Pfund schweren Schwertfisch mit der Angel aus dem Wasser herausziehen

Ukrainische Kosaken

Eine lustige Erinnerung an meine Steppenzeit

Von Egon von Kapher

Der Bevollmächtigte meines hohen und verehrten Chefs war erkrankt und mußte nach Wiesbaden zur Kur. Da wurde ich zur Unterstützung des Oberverwalters und stellvertretenden Bevollmächtigten für einige Monate nach der Steppe kommandiert. Auch ein Waldmann zieht manchmal gern in die Steppe, denn Abwechslung macht Veranügen.

In den Tagen vor meiner Abreise mit dem Zuge nach der tiefsten Ukraine gaukelten mir in meinen Träumen sonnige Bilder vor: Ich sah die endlose, blumige grauwellige Steppe, die riesigen Trappen darin und unzählige andere jagbare Tiere; Wölfe, Füchse und alles mögliche Raubwild, das man hetzte, prachtvolle russische Windhunde, rassige Pferde, rassige Mädchen, kurz und gut, eine Art Himmelreich auf Erden. Der ukrainische Wein ist, wo er gut ist, wirklich sehr gut, Kosakinnen sind, wenn sie jung sind, graziös, tanz- und lebenslustig, das Volk ist musikalisch und fröhlich dazu, und wenn der Sonnenball im Westen gesunken ist, klingen schwermütige Lieder und dazwischen der wilde, jauchzende Kataschok. Ja, sie ist schön, die Steppe, besonders aber — im Traum.

So verließ ich denn meine Bärenwälder im Norden und saß bald im wunderschönen russischen Expreßzuge. Die Landschaft glitt an meinem Fenster vorbei; Wald, Dörfer, Wiesengründe und wieder Wald und Felder, ein vereinzelter Gutshof und wieder Dörfer und Dörfer, auch mal ein Städtchen und dann — die Steppe, die Steppe . . .

Nach ziemlich endloser Wagenfahrt — Automobile waren damals sogar in Deutschland noch ziemlich seltene Fortbewegungsmittel — erreichte ich dann auch meine Station und in ihr den Herrn Oberverwalter und stellvertretenden Generalbevollmächtigten. Dieser Herr machte mir von vornherein einen sehr unangenehmen Eindruck. Nicht, daß er allzu sehr nach Alkohol roch, das ist russisch und stört weiter nicht; nicht, daß er ungeheuer viel fette Kohlsuppe aß, nicht, daß er vom Morgen bis zum Abend den Samowar auf dem Tisch stehen hatte; alle diese Dinge störten mich nicht. Aber seine ungeheure Ueberheblichkeit, seine Allesbesserwisserei, seine unangenehme, wohlwollende Herablassung mir gegenüber und sein durch nichts irgendwie zu beeinflussender Eigensinn machten mir diesen Menschen derartig abstoßend, daß ich mir von vornherein sagte: „Alter Junge, mit dem hast du bald Krach". Um seine körnerwirtschaftlichen Angelegenheiten kümmerte ich mich nicht viel, denn ich kannte Boden und Klima der Ukraine zu wenig, um hier ein sachmännisches Urteil zu haben. Ich sagte mir: „Alter Junge, sieh zu, lerne, sei schlau und halt's Maul, wahrscheinlich wird der Kerl mehr davon verstehen als du." Und so war's vielleicht auch, wenngleich mir an den Maßnahmen dieses Herrn manches etwas sonderbar vorkam. Denn wenn er bei schwerem Sturm und klatschendem Gewitterregen die Muttersäue und Ferkel auf die blanke Steppe treiben ließ, und das no chgegen den Wind, und wenn er alle landwirtschaftlichen und züchterischen Maßnahmen des auf lange Zeit beurlaubten wirklichen Generalbevollmächtigten über den Haufen warf, so wagte ich doch hin und wieder meine leisen Bedenken zu äußern. Und jedesmal gab es, ganz wie erwartet, heiße Köpfe, Zusammenprall, Zuknallen von Türen und Hinwegstampfen der einen Partei. Diese sehr zornige, sehr energische fortstampfende Partei hatte aber Bundesgenossen und Freunde. Das waren nämlich die Brüder, Vettern und Onkel der graziösen, am Abend so lustig tanzenden Kosakenmädchen, die samt und sonders ebenso temperamentvoll waren wie ich selbst, richtige Kosaken mit Tolle, Pluderhosen aus Sammet, Lackstiefein, Balalaika und Fiedel, Säbel und übrigem Zubehör, die ihr Leben lang Soldat waren und nach mehr oder minder langer Dienstzeit dann wieder als Bauern, Viehtreiber, Landarbeiter, Hirten und was es sonst sei, nach der Heimat beurlaubt. Sie hatten stets ihre eigenen Pferde, und mitunter besaß so ein ziemlich junger Kosak eine ganze Menge eigener Stuten und Fohlen, während die Hengste meist auf der Station der Regierung oder meines Chefs standen und bestimmungsgemäß gegen ein geringes Entgelt den Kosaken zur Verfügung gestellt wurden. Alle diese Dinge aber hatte ich unter mir, und da ich wie ein Teufel ritt und schoß, gern mit Windhunden in der Steppe hetzte, es verstand, scheue Großtrappen anzuschleichen und zu schießen, über den Steppensee hin und her ziehende Enten in rasendem Fluge aus der Luft zu holen, da ich so manchen Galopp auf verschiedensten Pferden mit meinen lieben Kosaken auf der Steppe machte, war ich allgemein beliebt und hieß bei den Steppensöhnen nur „Der Unsrige".

Dies Verhältnis wurde ganz besonders herzlich, als ich noch an einem wunderschönen Spätsommerabend, während die Jugend tanzte, die Fiedel schrillte, und die Balalaika zirpte, meinen Kosaken erzählte, daß ich früher mal Leutnant bei den „Oderkosaken" gewesen sei, nämlich bei unserem alten schlesischen Ulanenregiment, das von Friedrich dem Großen teilweise aus ganz und gar waschechten Kosaken, einem Geschenk Kaiser Peters III., gebildet worden war. Der stellvertretende Herr Generalbevollmächtigte war bei den Kosaken im höchsten Grade unbeliebt: Er duldete es nicht, wenn auf dem Hofe geraucht wurde, er ließ die Kantine bereits um neun Uhr abends schließen, er verbot am Sonnabend und Sonntag den Ausschank von Schnaps gänzlich und verbat sich das Fiedeln, Balalaikaspielen und Tanzen in den leeren Scheunen — Grund genug, den Mann zu hassen. Ferner aber trug er den „freien Kosaken" entwürdigende Aufgaben auf; Dinge, die den alten Weibern zugekommen wären, wie zum Beispiel das Ausmisten der Ställe, mußten gediente Kosaken verrichten — eine unerhörte Zumutung! Ein wahrer Mann nimmt wohl den Karabiner, den Säbel und die Lanze zur Hand, auch gelegentlich die Fiedel, ein Mädel, selbstverständlich auch das Glas und die Flasche, niemals aber eine Mistforke . . . Der Haß wuchs ins Grenzenlose, als der Herr stellvertretende Bevollmächtigte die Kosaken — man denke, freie, steppengeborene, privilegierte Steppenreiter des Zaren und Atamans aller Kosaken mit akrainischen und, sage und schreibe, großrussischen, stets über die Achsel angesehenen Knechten und Mägden gleichsetzte — empörend! . . .

Ich hörte schon immer mancherlei munkeln, tuscheln, murmeln, tat aber so, als ob ich nichts hörte und verkrümelte mich stets, damit man ja nicht auf den Gedanken kommen könnte, ich sei vielleicht Mitwisser . . . Es kamen für mich erwartungsvolle Tage, erwartungsvolle Abende und erwartungsvolle, mondhelle und mondlose Nächte, während draußen die Zikaden eine gewaltige Steppenmusik machten, und riesige Brummer und Nachtschmetterlinge durch mein offenes Fenster herein gesummt kamen. So sann ich wieder eines Abends bei ukrainischem Rotwein, rauchte meine Zigaretten, las in einem deutschen Buch und freute mich über meine Hausschlange, die gänzlich zahm war und sich von Mäusen nährte, die in mein Zimmer kamen.

Blick über Florenz

Da klopfte es an meine Tür, und herein kam Foma Shukow, einer meiner Lieblingskosaken, im Reserveverhältnis wohlbestallter Unteroffizier Seiner Majestät des Zaren. Dieser nahm seine militärisch geschnittene Mütze ab, kratzte sich den Kopf, reichte mir die biedere Rechte und setzte sich ohne weitere Formalitäten mir gegenüber an den Tisch. Kein Wunder: Der freie Kosak kam eben zum „Kosaken", wenn auch zum Offizier.

Foma fiel sofort mit der Tür ins Haus:

„Lieber Kamerad," sagte er, „wir sind in der Kantine zusammen gewesen und haben Rat gehalten."

„Nun — und?"

„Ja, und der Rat der freien Kosaken, die hier auf den Gütern beschäftigt sind, hat beschlossen, den Herrn Bevollmächtigten zu nehmen, zu binden, auf eine Mistkarre zu setzen und über die Grenze des Besitztums Seiner Erlaucht zu karren, dort aber in eine Kiesgrube zu werfen. Von dort mag er dann sehen, wie er fortkommt; zurück darf er nicht."

Ich erschrak fürchterlich. Mir war es, als ob ein Knödel in meinem Halse steckte. Endlich fand ich Nerven, Ruhe und Sprache wieder. Ich sagte: „Foma, Unglückstier du, konntest du nicht das Maul halten? Sieh' mal: morgen ist Sonntag; ich hätte heute noch zwei Flaschen Rotwein getrunken, denn ich war ja schon gut im Zuge, dann hätte ich geschlafen und wäre vor morgen früh elf Uhr nicht aufgestanden. Wenn ich dann zum Morgentee in die Kantine gekommen wäre, so hätte ich erfahren, was alles passiert ist und — nichts mehr ändern können. Aber nun wirst du einsehen, daß ich morgen früh, oder vielleicht schon diese Nacht meinen Revolver nehmen muß, mich vor die Wohnung dieses Mannes stellen und jeden über den Haufen knallen, der ihn auf einen Mistkarren bringen will. Denn ich darf doch so etwas nicht vorher wissen . . ."

Foma kratzte sich den Kopf, spuckte vor sich hin, fluchte fürchterlich auf „mütterliche Art" und sagte:

„Wir Ochsen, wir hätten doch bedenken müssen, daß du nicht nur ein Kamerad, sondern auch ein Offizierssoldat bist, und daß du kein russischer, sondern ein preußischer Kosak bist. — Verdammte deutsche Gewissenhaftigkeit!"

Damit verließ er traurig und kopfschüttelnd das Zimmer.

★

Sensation im Zirkus

Die Sphäre circensischer Kunst liegt allezeit auf dem Grenzstreifen zwischen Dichtung und Wahrheit. Das verleiht ihr, neben dem rein Artistischen, seinen prickelnden Reiz. Daß die Löwen echte Löwen sind, kann keiner bestreiten, höchstens wäre zu bezweifeln, daß sie in ihrer „Heimat" geboren sind und die Wüste kennen. Daß es indessen den Löwen ernst ist, wenn sie zähnefletschend, mit gewaltigem Gebrüll, auf ihren Herrn losgehen, wollen nur Kinder und alte Weiber wahrhaben. Immerhin halten auch die andern, die darüber lächeln, ihrem Glauben noch ein Törchen offen; denn man kann nie wissen. Was aber den Dompteur angeht, so scheint man von der Behauptung, daß er ein Berber sei, nicht viel zu halten, obwohl er durchaus wie ein Berber aussieht und die flache Hand mit echtester Gebärde an Mund und Stirn führt. Es wird ein Kölner sein, meinte hinter uns einer. (Ein Kölner, nicht etwa ein Düsseldorfer. Obwohl doch, was das Ansehen in Dingen der Kunst betrifft, die Düsseldorfer über die Kölner nachsichtig zu lächeln pflegen. Und wir sind in einer durchaus unparteiischen Gegend.)

Es ist also nicht viel anders als mit Novellen und Kurzgeschichten, die sich den Anschein der Wahrheit geben. Aber es soll uns gleichgültig sein, ob man diese Erzählung, die wir als wahr ausgeben und die aus eben diesem unwahrscheinlichen Bezirk geschöpft ist, als wahr annimmt oder nicht. Umsomehr als wir bekennen müssen, daß unser eigenes Mißtrauen ihr Pate war, unser unsicheres Schwanken, Ja zu sagen oder Nein.

In der Tat machte die Frau es uns schwer zu glauben, was über ihre Person im Programmheft stand: „Frau Direktor X., die Königin der Klassischen Hohen Schule, die vor wenigen Tagen ihren 75. Geburtstag feierte, auf Aiax." Die Königin mochte auf sich beruhen. Unser äußerstes Mißtrauen aber galt sogleich, noch ehe jemand die Reiterin gesehen hatte, dem in diesem Betracht biblischen Alter.

Beifällig empfangen, trabte sie, im Damensitz, auf dem blinkenden Braunen in die Arena. In der Mitte machte sie halt und grüßte, die Reitgerte anmutig erhoben, rundum nach allen Seiten. Der Beifall wurde stärker.

Sie machte eine gute, ja eine ausgezeichnete Figur. Knapp umspannte der schwarze Reitanzug die große Frauengestalt, schmiegte sich eng um ein wenig volle, aber nicht üppige Körperformen. Der Rock hing ihr bis auf die Knöchel herab, sodaß nur ein kleines Stück der schwarzen Schaftschuhe sichtbar war. Das Haar war völlig unter dem tief herabgezogenen Zylinder verborgen, doch glaubte man daran, daß die Hinterkante des Zylinders ein wenig abstand, erkennen zu können, daß das Haar lang nach hinten geknotet war. Puder und Schminke waren so ausgiebig verwandt, daß sie dem Gesicht einen einförmig maskenhaften Ausdruck gaben, ohne daß es aber gelungen wäre, die Bewegungen der Falten und Fältchen, wenn sie lächelte, zu verbergen. Es war kein Zweifel, und selbst der Mißtrauischste mußte es zugeben, daß die Kosmetika nicht gebraucht worden waren, um ein hohes Alter vorzutäuschen, sondern ganz offenbar zum Gegenteil. Immerhin, so mußte man sagen, wäre unter Berücksichtigung aller Umstände ohne das Programmheft kein Mensch auf den Gedanken gekommen, diesem Gesicht, das noch von Kraft zeugte und gelegentlich noch Blitze aus den Augen schoß, ein 75jähriges Bestehen zuzuschreiben.

Was aber darauf die Reiterin an Reitkunst auf ihrem Aiax zeigte, mußte auch den hartnäckigsten Glauben an die Glaubwürdigkeit des Programmheftes erschüttern. Unübertrefflich war die Haltung, in der sie der Reihe nach alle Schritt- und Taktarten der Hohen Schule vorführte, selbst die schwierigsten und anstrengendsten. Mit der bezauberndsten Anmut, dabei mit vollkommener Hingabe an ihre Aufgabe, führte sie das stolze Pferd ohne ein lautes Wort, ohne es nur ein einziges Mal mit der Reitgerte zu berühren. Sie klopfte mit der behandschuhten Linken seinen Hals, fuhr ihm mit flüchtiger Liebkosung kraulend durch die Mähne und reichte ihm wohl auch vom Sattel aus ein Stück Zucker ans Maul. Und dann ritt sie wieder.

Ungefähr zweitausend Menschen sahen ihr zu. Und ungefähr zweitausend Menschen erörterten die Frage, ob die Frau 75 Jahre alt sein könne. Es war schwer zu entscheiden, was im Augenblick größer war: das Interesse an den Darbietungen der Hohen Schule oder das Interesse an dem wahren Alter ihrer Königin. Vor uns, neben uns und hinter uns hörten wir davon sprechen, sahen Getuschel, lächelndes Kopfschütteln, nachsichtig wegwerfende Bewegung der Hand. Ich fragte meinen Freund, den Chirurgen. Er beleidigte das Programmheft.

Idessen, wie es auch mit dem Alter bestellt sein mochte, der Beifall wuchs mit jeder Darbietung; länger und immer mächtiger rauschte es durch das Rund des großen Zeltes. Konnte er stärker gewesen sein in den fernen Tagen, da junge Schönheit die Leistung verklärte? Als die leuchtenden Blicke der Männer mehr noch ihr selber als ihrer Leistung galten? Nun galt die Huldigung dem Alter, ob es nun eins von 60 oder eins von 75 Jahren war; sie galt der Bravour und Disziplin iertheit, der Stärke des Willens über einen, wie auch immer, verfallenden Körper. Wenn immer der Beifall aufrauschte, wies ihr blitzweißer Handschuh auf den Gaul, und die langfingerige Hand klopfte den rassigen Hals, das Lächeln aber, mit dem sie, kaum merklich nickend, ihren Dank begleitete, war von bezaubernder Liebenswürdigkeit, zugleich aber von einer geheimen, stillen Trauer, die auf seltsame Weise rührte oder wehe tat. Es lächelte wohl aus dem weißen Gesicht das Wissen darum, daß, was keine Begeisterung für sie mehr vermochte, nun dem Mitleiden zu tun übrig geblieben war. Aber sie brauchte den

Reiherhorste

Beifall, den Rausch des Umjubeltseins, aus welchen Winkeln der Herzen er auch kam. Rnd in den zweitausend Augenpaaren, die ihr folgten, in dem Wirbel der aneinander klatschenden Händen auf den dicht besetzten Rängen, erspürte sie die Verzückung der vielen Stunden, in denen die Welt, in allen Farben glitzernd, nach ihr gerufen und sich ihr dargeboten hatte, in denen Tod und Ende weit gewesen waren, unermeßlich weit und fast nicht existierend. Es war, heute wie damals, dieselbe Melodie, wenn auch das Lied ein anderes geworden war.

Indem wir so von ihr dachten, von dem menschlichen Hintergrund des unwahrscheinlichen Auftritts wurde jede häßliche Regung, die in der dreisten Schwindelei des Programmheftes und also der Reiterin ihre Wurzel hätte haben können, völlig ertötet. Und als die Künstlerin am Ende ihrer Nummer aus der Arena ritt, überschüttete sie ein Beifall, der, man sah es an den Gesichtern, von spontaner Herzlichkeit getragen war. Selbst mein Freund, der Chirurg, klatschte lebhaft sein Anerkenntnis. — —

Nach der Vorstellung stand in den überfüllten Schenken und Cafés des Städtchens die Darbietung der alten Dame im Mittelpunkt der Erörterungen. Aber so sehr keiner daran zweifelte, daß an den ihr zugeschriebenen 75 Jährlein wenigstens 15 doppelt gezählt waren, so sehr schienen auf einmal alle davon überzeugt, daß es angesichts der Leistung auf diese 15 Jahre in keiner Weise ankomme. Das uns selbst und unsern Mitbürgern zugute zu halten, sind wir um der Wahrheit willen verpflichtet. —

Erst einige Tage später erfuhr ich, was sich fernerhin begeben hatte und geeignet erschien, die Entscheidung der Herzen auf nahezu rührende und ergreifende Weise zu bestätigen:

daß Mitbürger in der Dämmerung eines Abends die Reiterin mit einem Strauß weißer Nelken an dem Grabe des vor zwei Jahren verstorbenen Justizrats N. hatten stehen sehen; daß zwei Schulkameraden des Justizrats, fast achtzigjährige, als sie davon hörten, sich seiner beschwingten und bewegten Jugend und dabei einer romantischen Affäre mit einer jungen Zirkuskünstlerin erinnert hatten; daß Leute aus dem Zirkus erzählt hatten, daß die Frau Direktor, die seit zwölf Jahren nicht mehr aufgetreten war, gleich als habe sie einen „Rappel", darauf bestanden habe, in unserm Städtchen zu reiten; und daß sie hinzugefügt hätten, kein Mensch habe von der alten Dame eine solche, geradezu übermenschliche Leistung erwarten können — —.

Das ist, was ich von der Sache weiß. Wie gesagt, es geht jeden selber an, ob er die Geschichte glaubt oder nicht.

Werner Oellers.

★

Herbsttag

Verwilderte Gärten in herbstlichem Prunken
umflammen der Wiesen vergilbendes Grün.
Verflogene Bienen umschwirren ihr Blühn,
die taumelnd von lockender Süße getrunken.

Schon lösen sich, müde vom schüttenden Regen,
verwelkende Blätter und sinken ins Gras.
Die Stille umfängt uns wie tönendes Glas —
beglückende Stimmen, die heimlich bewegen.

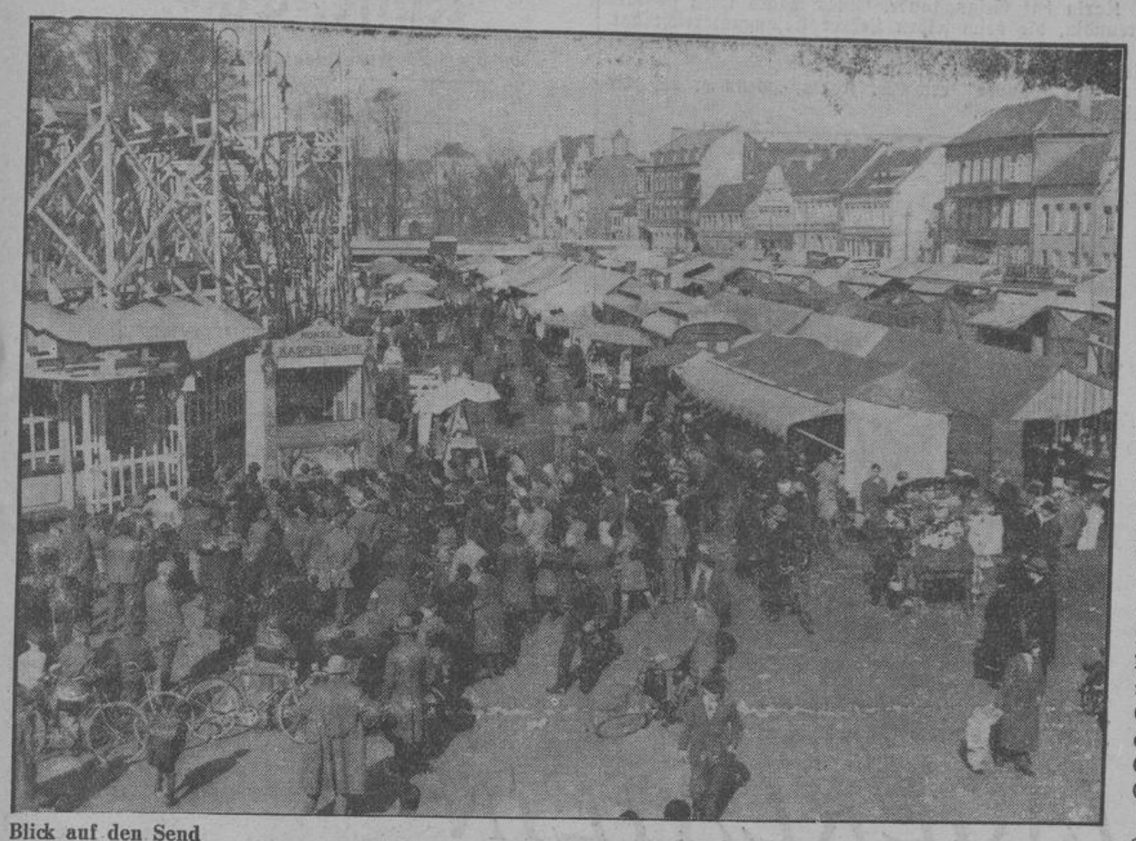
Wie unter verzauberten Himmeln geboren
sind diese Tage, so milde durchglüht,
aus nebelndem Morgen in Klarheit erblüht

und schon an das frühe Sterben verloren.
Spätsommer, verklärtes Gestade im Licht,
zieht magischen Kreis um dein Angesicht.

Wilhelm Luetjens.

Rothirsch in der Brunft

WOCHENEND



Blick auf den Send

Send in Münster

Was ein Markt ist, das vergißt man leicht in den großen Städten, wo in den Hauptstraßen Laden an Laden sich drängt und das ganze Jahr ein großer Markt ist. Aber in den kleineren Städten, die mitten im Lande liegen, aus dem sie ihre Kraft ziehen und in denen sich trotz Radio und all den anderen Neuerungen unserer Zeit nicht viel geändert hat an den alten Zusammenhängen, da weiß man noch was ein Markt ist. Da gibt es noch Menschen, die Wochen warten, bis der Händler, bei dem sie zu kaufen gewöhnt sind, zurückkommt in ihre Stadt. Und da werden auch noch Wiedersehen gefeiert. Zwischen Händlern und Käufern und manchmal auch zwischen Käufern und Waren. Aber dann ist eine schlechte Zeit gewesen und auch dafür haben die Käufer Verständnis. Sie rennen nicht gleich fort, wenn ihnen eine Ware vorgelegt wird, die ihnen schon einmal vorgelegt wurde.

Solch ein Markt, der sich über die Jahrhunderte hinweg gerettet hat und der noch viel von seinem alten Gepräge und Gepränge sich erhalten hat, ist der Send zu Münster.

Dreimal in jedem Jahre wird er abgehalten. Im Frühling, im Sommer und im Herbst. Und jedesmal hängt dann für fünf Tage das alte Marktschwert, das seit Jahrhunderten das Zeichen des Münsterschen Marktrechtes ist, draußen am alten historischen Rathause zu Münster, auf daß ein jeder sehe, daß er in einer alten Stadt ist mit alten Rechten und Menschen, die die Tradition der Vergangenheit hochhalten, auch wenn diese inzwischen ihren eigentlichen Sinn verloren hat. Denn vorbei sind die Zeiten, wo man einem, der auf dem Send Händel suchte, gleich den Kopf vor die Füße legte, und auch den Händlern, die mit ihrer Ware von Markt zu Markt ziehen, braucht niemand freies Geleit zusichern, denn die Straßen sind nicht mehr belagert von Straßenräubern und Wegelagerern. Ungehindert mag der Kaufmann in die Stadt ziehen und seine Ware verkaufen. Längst sind auch alle Rechte des Verkaufs geregelt. Alle Gewerbe haben in der Stadt einen Laden und eigentlich läge gar kein Grund vor auf dem Send zu kaufen. Aber dennoch, alte Gewohnheit ist mächtig in Münster und die Gelegenheit günstigen Einkaufs läßt niemand gern vorüberziehen, der gewohnt war, sie durch Jahrhunderte hindurch auf dem Send wahrzunehmen. Und so kommen denn immer noch, so nur das Schwert am Rathaus heraus hängt, die Frauen aus den alten Gassen Münsters heraus, um über den Markt zu schlendern, hier einen Waschzuber zu begutachten, dort vielleicht ein paar Tassen zu ergänzen Auch ein wenig Flitterkram wird gekauft, oder gar ein neuer Hut.

Und aus den Nachbardörfern kommen die Bauern. Vielleicht haben sie gerade auf dem Gericht zu tun oder sonst etwas in der Stadt zu erledigen. Das erledigen sie am Morgen. Der Nachmittag jedoch gehört dem Send. Da muß wohl noch eine neue Leiter angeschafft werden, oder ein paar Weidenkörbe sind nötig. Das Fuhrwerk wartet schon, um die Ware gleich mitzunehmen nach Hause. Und wenn die Bäuerin mit ist, dann kauft sie wohl auch noch einen neuen Kaffeekessel oder einen Kissenbezug. All das ist auf dem Send zu haben. Denn das ist nicht irgend ein Großstadtmarkt mit hundert Gemüseständen und ein bißchen Kleinkram. Gemüse haben die Münsteraner selbst genug, der Send, das ist für sie die große Gelegenheit, das Notwendigste in Küche und Haus zu ergänzen. Da stehen in guten Zeiten zwanzig Hutgeschäfte auf dem Platz und vor jedem ein halbes Dutzend Frauen, die die ausgestellten Hüte probieren und sie in kleinen Spiegeln, die an dünnen Bindfäden vom Zeltdach herunterhängen, begutachten. Und fast ebensoviel Textilgeschäfte gibt es, wo man roten Inlett (prima Ware), bunte Bettbezüge, Kleiderstoffe und alles das kaufen kann, was man braucht, um an den langen Winterabenden die Nähmaschine in Gang zu halten und den Wäscheschrank in Ordnung zu bringen. Und dann gibt es Porzellan. Und wieviel Porzellan. Wohl zwei Sechziger sind bedeckt mit glänzenden Tassen und buntem Steinzeug. Und überall dazwischen stehen Frauen und klopfen mit hartem Knöchel gegen die Wände der weißen Ware und prüfen ihren Klang. Bald wühlen sie hier, bald wühlen sie dort in den großen Haufen herum, bis sie das gefunden haben, was sie suchen. Ein kleines Väschen oder eine bunte Blumenschale, ein buntes Gedeck oder weißes Küchenporzellan. Alles ist in großer Auswahl da. Und inmitten all des Trubels sieht man ernste Klosterfrauen, die ihre Bestellungen auf Tassen und Teller notieren lassen.

Nebenan, eine Budenreihe weiter nur, gibts Kravatten und Mützen und Hosen. Und Werkzeuge gibt es auch. Muß doch immer mal ein neuer Hammer sein oder eine neue Säge. Und ein Paket Nägel nimmt jeder mit. Oder ein neues Bild für die gute Stube. Wird Mutter sich freuen. Ein bißchen kitschig sehen sie ja zum Teil aus, die Bilder, die hier feilgehalten werden. Die bunten Engelchen mit dem süßen Lachen und die blühende Heide. So bunt hat sie noch niemand in der Natur gesehen und man sollte meinen, daß der Bauer, der das ganze Jahr in der richtigen und unverfälschten Natur herumläuft, nach der wir Städter uns so oft vergeblich sehnen, ein Gefühl dafür haben müßte, daß Bilder, wie sie ihm hier angeboten werden, nicht in seine Welt passen, die doch um soviel echter, derber und ehrlicher ist. Aber was verstehen wir Stadtmenschen davon. Riechen wir doch den Schweiß nicht, der die Scholle des Landmanns düngt, sehen wir doch die Schwielen nicht, die seine Hände bedecken, mit denen er die echten Blumen aus seinem Garten holt und verstehen darum wohl auch nicht, warum er, wenn er sich schon ein Blumenbild in die Stube hängt, die Blumen noch bunter haben möchte, als er sie in seinem Garten sieht, und den Himmel ohne die Wolken, die ihm oft genug zur Unzeit kommen. Und so haben denn wohl auch die allzubunten Bilder ihren Sinn.

Aber gibt es nur Bilder und Werkzeuge, Porzellan und Stoffe, Leitern und Körbe auf dem Send? Gibt es hier nicht auch all den kleinen Krimskrams zu kaufen, den man uns Städtern schon so lange unentbehrlich gemacht hat? Steht da nicht ein Mann und preist Rasierklingen an? Und nun nimmt er doch wahrhaftig einen Bauernjungen aus der Menge und ratsch, ratsch, macht er ihm den Bart weg. Ohne Seife. So gut schneiden seine Klingen. Und dazu sind sie so billig. Ursprünglich waren sie ja für China bestimmt, wie der Händler sagt, noch sind die Klingen in den Originalpackungen und was darauf geschrieben steht, ist englisch, aber der Grossist, der die Klingen bestellt hat, hat sie dann nicht abgenommen und nun müssen sie billig an den Mann gebracht werden. Ganz billig. Ja, noch billiger. Also wer will nochmal ein Dutzend Klingen für einen Groschen? Es ist ein Gelegenheitskauf. Eine einmalige Gelegenheit. Und ein Groschen ist ja kein Geld.

Nebenan gibts dann schöne Spitzen zu kaufen. Das ist etwas für die Frauen, die mit sachverständigen Händen in dem Haufen wühlen und so sie Geld haben, auch kaufen. Und da gibt es etwas ganz besonderes. Da liegt ein Haufen geschlossener Pakete. Und das Wühlen macht hier ganz besonderen Spaß. Denn wer Glück hat, mag in so einem Paket wohl eine schöne Brosche finden und wenn er weniger Glück hat, findet er immer noch ein nettes Bild, das er einem Kinde schenken kann. Wer möchte da nicht mal einen Groschen riskieren und sein Glück versuchen? Hat doch eben erst einer ein paar schöne Manschettenknöpfe gefunden. Für einen Groschen.

Nun ist es aber genug des Kaufens. Sind wir denn nur zum Kaufen auf den Send gekommen? War es nicht die größte Freude der Münsteraner, wenn sie auf dem Send den Flohzirkus besuchen konnten, wie uns Professor Landois in seinem „Frans Essink“ erzählt. Und

„Kaufen Sie Knoblauch. Es gibt nichts besseres für Ihre Gesundheit“

ist Peter Hille mit den jungen Harts wohl auf den Send gegangen, um sich eine neue Hose zu kaufen? Oder hatte es ihnen nicht damals schon die Riesendame angetan? Und das ganze bunte Treiben des Jahrmarkts, der dem Send seit je angegliedert ist. Und der größer geworden ist von Jahr zu Jahr, so daß man in jedem Jahr eine ganze Reihe von Geschäften abweisen mußte, weil man nicht wußte, wie man sie unterbringen sollte. Da sind wir ja schon mitten drin in dem Trubel. Wie die Wagen auf der hohen Achterbahn sausen. Welcher Schwung steckt doch in ihnen und wie schön muß es sein von da oben auf das bunte Marktgetriebe herabschauen zu können. Und da ist ja auch der Freund unserer Jugend, der liebe Kaspar. Er darf allerdings nicht fehlen. Und da drüben die Steilwandbahn. Das ist etwas für starke Nerven. Ist doch im Innern dieser Bude ein Motorrad zu sehen, das in vollständig waagerechter Lage vor den Augen der Zuschauer vorübersaust. Billig, billig, schreit der Ausrufer. Sensationell.

Textilhändlerin auf dem Send
„Qualiteit, datsn Unnerscheid as Dag un Nacht“

Ich möchte es gar nicht sehen, sagt eine Frau neben uns und geht weiter. Zu den Zuckerbuden und zum Hippodrom.

Das ist ja auch eher etwas für die Menschen eines Landes, das das Pferd in seinem Wappen hat. Aber der Besitzer des Hippodroms hat noch ein übriges getan. Im gemütlichen Platt des Landes hat er über den Eingang seines Unternehmens einen Spruch anbringen lassen:

Wer Dag für Dag sin Arbeid deiht
un immer op sin Posten steiht,
un deiht dat guod un deiht dat giärn,
de kann sik auk mal amüsern.

Und natürlich steht da ein Rekommandeur. Der klopft mit dem Rohrstöckchen auf das Schild über sich und ruft über den Platz: Immer herein mit die Herrschaften. Immer herein. Und dann schlägt er den Vorhang des Einganges ein wenig zurück, daß die Pferde des Unternehmens zu sehen sind.

Scheune Pärre hedd hei jo, sagt ein junger Bauer, zu seiner Begleiterin, aber dann geniert er sich doch hineinzugehen und zu reiten und Kinder hat er noch nicht, die er hineinführen könnte, um sie auf die kleinen Ponys zu setzen, die natürlich ebenfalls dazu gehören.

Und dann wieder ein billiger Jakob. Er hat sich auf den übrigen Teil des Marktes, da wo die Händler stehen, nicht recht hingetraut, wohl um anzudeuten, daß es bei ihm weniger auf die Ware als auf die Anpreisung ankommt, wenn er auch schreit: „Wollt ihr Qualität erforschen, kauft erst hier für einen Groschen,“ der Groschen ist doch mehr für den Spaß hingegeben, den es macht ihn anzuhören, als für die Qualität. Aber der Spaß ist den Groschen wert und so kommt er auch zu seinem Geld. Und so geht das weiter, von den Ponys zu den Affen und von den Affen zum Flohzirkus und von da wieder herüber auf die andere Marktseite, um noch einen kleinen Einkauf zu machen. Und das Ganze ist der Send. Und das Erlebnis der Münsteraner und der Menschen in den benachbarten Orten. Und kaum ist die letzte Bude abgeschlagen, beginnt die Hoffnung schon wieder auf den nächsten Send, der doch erst in Monaten sein wird. Und während die Händler schon wieder auf anderen Märkten stehen, in Thüringen oder Braunschweig, im Rheinland oder in Hessen, wohin der Wind sie treiben mag und wo die Kundschaft sie erwartet, geht im Münsterlande das Leben weiter, unterbrochen dreimal im Jahr für fünf Tage. Fünf wichtige Tage, denn das Schwert hängt draußen und gibt der Sache ein gemessenes Gewicht. Sozusagen eine Geschichte.

E. G.

Um seine Kunden besser einseifen zu können, rasiert der Verkäufer von Rasierklingen zur Probe ohne Seife

Porzellan

Heitere Welt.

„Schauen's, gnä' Frau, wie das Hütchen scharmant zu Gesicht steht!"

*

Die Lehrerin bemüht sich, den Kleinen den Begriff des Stehlens klar zu machen. „Wenn ich in die Tasche eines anderen Menschen greife, um das Geld, das er darin hat, herauszunehmen — was bin ich dann?" — „Ich weiß, Fräulein", meldet sich Fritzchen sehr eifrig, „seine Frau!"

*

Schöner Herbst.

„Warum ziehst Du denn den Kindern bei diesem Prachtwetter keine durchbrochenen Strümpfe an?"
„Das ist garnicht nötig — dafür sorgen sie schon selbst!"

*

Ferien.

„Wie lange haben denn Deine Angestellten Urlaub?"
„Einen Monat!"
„Donnerwetter — das ist aber lange!"
„Ja, das heißt . . . das Personal hat vierzehn Tage Urlaub — und dann verreise ich auf vierzehn Tage . . ."

*

Tanzmusik.

Der Ansager im Rundfunk: „Und jetzt hören Sie „Mein Mädel hat einen roten Mund", bearbeitet von Kapellmeister Krause . . ."

Belohnungen.

Fritz: „Ich bekomme einen Groschen, damit ich auf meine kleine Schwester aufpasse, wenn Mama nicht zu Hause ist!"

Franz: „Bah — das ist doch garnichts — ich bekomme eine ganze Mark, damit ich nicht auf meine große Schwester aufpasse, wenn ihr Verlobter da ist!"

*

Vollkommen.

„Du bist wirklich ein Esel — bloß die Hörner fehlen!"
„Daß ich nicht lache — ein Esel hat ja gar keine Hörner!"
„Na, siehst Du — dann fehlt also garnichts!"

*

Kaffeekränzchen.

„Denken Sie sich, Frau Apotheker, mein Mann behauptet, ich sehe zehn Jahre jünger aus in diesem Hut!"
„Und wie alt sind Sie?"
„Dreißig!"
„Nein — ich meine ohne den Hut!"

*

Von der Reise zurück.

„Na, hast Du zu Hause alles so vorgefunden, wie bei Deiner Abreise?"
„Ja, vollkommen — sogar das elektrische Licht brannte noch in der Diele!"

*

Verdächtig.

„Unsere jüngste Tochter hat sich mit dem Gerichtsvollzieher Karlsberg verlobt!"

*

Theater.

„Das ist die schlechteste Schauspielerin, die ich je gesehen habe!" sagte der freundliche alte Herr zu seinem Nachbarn im Parkett.

„Tut mir leid, wenn Sie dieser Meinung sind, das ist nämlich meine Frau!"

„Oh, ich bitte vielmals um Entschuldigung! Nach genauer Ueberlegung muß ich zugeben, daß sie eine begabte Künstlerin ist! Das Stück ist nur so durch und durch schlecht — ich möchte wissen, wer dieses Machwerk geschrieben hat!"

„Der Verfasser dieses Stückes bin ich, mein Herr!"

Pech ist, wenn man sich einen Anzug mit zwei Hosen kauft und wenn man sich gleich am ersten Tag in die Jacke einen nicht zu flickenden Dreiangel reißt.

*

„Gnädigste, bevor Sie in mein Leben traten, war das Dasein für mich eine Wüste!"
„Ach — also darum muß ich immer an das Schiff der Wüste denken, wenn wir zusammen tanzen."

*

Karla hat Gesangstunde. Eines Tages trifft sie ihre Freundin, die beim selben Lehrer Gesangunterricht hat.
„Du," sagt die Freundin zu ihr, „dein Lehrer hält dich für vollkommen unmusikalisch."
„Kein Wunder," erwidert Karla, „wenn er bei mir kein Gehör findet!"

Böse Ahnung.

„Gib mir doch mal fünfzehn Mark!"
„Was willst du denn alles schießen?"

Ein Mann stand vor Gericht.
Richter: „Können Sie jemanden namhaft machen, der für Ihre Unbescholtenheit bürgen kann?"
Angeklagter: „O ja! Den Polizeipräsidenten."
Der Polizeipräsident (bei seiner Vernehmung): „Ich kenne den Mann überhaupt nicht!"
Angeklagter: „Sehen Sie wohl! Seit zwanzig Jahren wohne ich in seinem Bezirk, und er kennt mich nicht! So gut führte ich mich!"

Rätsel-Ecke.

Kreuzworträtsel

Bedeutung der einzelnen Wörter.
a) von links nach rechts: 1 Theaterplatz, 4 höchstes Wesen, 7 Bad in Schaumburg-Lippe, 8 deutscher Fluß, 9 Blume, 11 Teil des Schiffes, 12 Nahrungsmittel, 14 männlicher Vorname, 17 Fluß in Italien, 18 schlechte Eigenschaft, 19 Schluß, 20 Verpackungsgewicht;

b) von oben nach unten: 1 Titelheld eines Shakespeareschen Dramas, 2 Trinkgefäß, 3 Laubbaum, 4 Berggeist, 5 Schatzkammer, 6 Verdruß, 10 Oper von Weber, 12 Teilbetrag, 13 Salzlösung, 14 Nahrung, 15 weiblicher Vorname, 16 italienische Münze. 33361

Der Entlassungsgrund

„Warum haben sie dich denn entlassen? — Du bist doch der beste Balljunge hier am Platz."
„Ja, das bin ich, aber ich habe mir nie das Lachen verkneifen können."

JÄGERLATEIN

Von Hans Walter

Jägerlatein ist eine Sache für sich und hat eine merkwürdige Eigenart: es ist leichter zu lernen als zu glauben. Das erfuhr ich neulich am Stammtisch „Zum wilden Eber", als der alte Förster Tümpelmann mit seinen beiden Forstgehilfen unsere Runde beehrte. Nach einem kräftigen Schluck stopfte er sich umständlich seine Pfeife und begann: „Schon mit fünfzehn Jahren ging ich mit meinem Vater auf die Jagd, und mein erster Schuß war — Sie werden's kaum glauben, aber es ist wahr — ein Blattschuß auf hundert Meter!"

Staunen ringsum. Dann setzte der alte Amtsrichter, der eben einen guten Zug tun wollte, sein Glas ab und fragte: „Was war's denn? Reh, Hirsch oder Wildschwein?"

„Nu nein", wehrte Tümpelmann bescheiden ab, „das war damals eine — Eiche."

„Ich habe einen Kollegen gehabt", unterbrach der Amtsrichter die eingetretene Stille, „der legte einmal auf einen Hasen an, schoß und rief siegessicher: „Zum Tode verurteilt!" Als ich den Hasen eilig davonrennen sah, meinte ich: „Aber in Abwesenheit des Angeklagten!"

„Uebrigens", fuhr der Amtsrichter fort, „einem anderen Kollegen von mir passierte folgendes: er stand während einer Treibjagd in der Kette der Schützen, aber wie oft er auch schoß, immer liefen die Hasen bei ihm unbeschädigt durch. Als ich ihm zurief, ob er heute besonders schlecht gelaunt sei, antwortete er mir lachend: „Ich gebe allen Bewährungsfrist!"

Nun war der Forstgehilfe an der Reihe und gab eine Erinnerung seines Großvaters wieder: „Mein Großvater hat in Tirol noch einen Schützen gekannt, der hat schon getroffen, ehe er losgeschossen hatte. Ja, Sie lachen, und es ist doch so. Der Tiroler hieß Seppl und war wegen seines sicheren Schießens unter dem Namen „Treff-Seppl" weit und breit bekannt. Und wie der erst mit seiner Schießkunst renommiert hat! Davon macht man sich gar keinen Begriff! Einmal, so erzählte er meinem Großvater selbst, tat sich vor ihm ein Auerhahn auf, der ja doch wahrhaftig außerordentlich schwer zu schießen ist, und fiel in den höchsten Gipfel eines Zirbelbaumes ein. Der Seppl ging nun etwas näher an den Baum heran, nahm die Flinte und schlug an. In dem Augenblick aber lugte der Auerhahn hinter einem dicken Ast hervor und rief: „Bist du nicht der Treff-Seppl?" — „Jawohl", antwortete der Seppl, „der bin ich, warum?" Darauf meinte der Hahn: „Na, dann ist es schon gut! Du brauchst erst garnicht zu schießen, ich komm schon von selbst 'runter!"

Der Amtsrichter nahm eine Prise und fiel dann ein: „Da denke ich an meinen Freund, der auch Seppl hieß, aber sehr schlecht schoß. Auf einer großen Jagd hatte er auch mal wieder einen schlechten Tag gehabt und nichts geschossen. Abends beim Essen fragte ihn nun sein Tischnachbar: „Haben Sie den Sechzehnender, den ich geschossen habe, nicht auch ganz nahe bei sich gehabt?" Da sagte mein Seppl mit Wehmut in der Stimme: „Ja ja, Sie haben recht! Aber da kam im selben Augenblick auch ein Achtzehnender vorüber, aber ehe ich mir überlegt hatte, wen ich nun zuerst erlegen sollte, waren alle beide fort!"

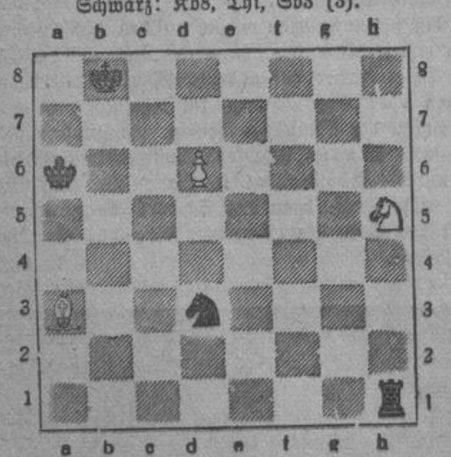
„Ja," räusperte sich der alte Tümpelmann, „was man auch sagen mag: Glück ist die Hauptsache für den Jäger! Manchmal läuft man so vierzehn Tage durchs Revier, ohne eine Feder zu sehen, und ein andermal wieder, wenn man mal eben in den Wald reinguckt und nur zwei Schuß bei sich hat, laufen einem die Hasen über die Stiebel, und die Hühner fliegen einem den Hut vom Kopf runter. So ist es! Und wo ein Wild ist, da ist denn auch alles auf'n Klumpen. Wie ist es mir denn ergangen vor drei Wochen? Laufe ich da den ganzen Tag, ohne auch nur einen Schatten von einem Hasen oder sonstwas zu sehen. Gegen Abend suche ich noch eine Dickung ab, da steht ein Hirsch, ein Zwölfender, wahrhaftig vor meinen Füßen. Ich brenne ihm gleich meine beiden Schüsse auf's Blatt, er läuft noch etwa hundert Schritt auf die Heide hinaus und bricht dann zusammen. Da höre ich einen Hasen jämmerlich quäken und denke: den hat gewiß der Fuchs. Aber ich hatte nichts mehr in der Flinte und auch nichts mehr im Jagdsack und denke: laß ihn laufen. Das Quäken hört aber nicht auf, und wie ich zu dem Hirsch komme — liegt der Hase wahrhaftig unter dem Zwölfender, der beim Umschlagen dem armen Lampe die Knochen zerdrückt hatte. Wie ich das alles so sehe, sage ich vor mich hin: Wie ist so etwas möglich, und schlage dabei vor Verwunderung die Hände überm Kopf zusammen. Und was glauben Sie — bei dem Zuschlagen der Hände schlage ich noch eine große Waldschnepfe tot, wissen Sie, eine von den großen schönen Eulenköpfen, ein prächtiges Tier . . .!"

SCHACH-ZEITUNG

Problem-Schach.

Endspielstudie von J. Kajeff.

Schwarz: Kb8, Thi, Sd3 (3).



Weiß: Ka6, La3, Sh5, Bb6 (4).
Weiß am Zuge macht remis.

Partie-Schach.

Partie Nr. 77. Damenbauernspiel.

(Gespielt im Turnier um Westfalens Vorkämpferschaft in Siegen.)

Weiß: Nordmann, Meinerzhagen. Schwarz: Skowronek, Herne.

1. d2—d4	Sg8—f6
2. Sg1—f3	g7—g6
3. c2—c3	. . . .

Weiß wählt eine sehr zahme Eröffnungslage, die zum mindesten kein initiatives Spiel verspricht. Der Stellung gemäßer und einen geringen Eröffnungsvorteil versprechend war c4.

3. . . .	Lf8—g7
4. Lc1—f4	Sf6—h5
5. Lf4—d2	. . . .

Dieser Läuferrückzug macht einen recht kümmerlichen Eindruck. Besser war es schon, nach g3 zurückzugehen, um das Feld d2 dem Springer offen zu halten.

5. . . .	b7—b5
6. e2—e3	Sb8—d7
7. Lf1—d3	e7—e5!

Schon nach wenigen Zügen diktiert Schwarz das Gesetz des Handelns. Mit seinem letzten Zuge hat er seinen Figuren alle Ausfallstore geöffnet und steht bereits weit bequemer als Weiß.

8. d4×e5	Sd7×e5
9. Sf3×e5	Lg7×e5
10. 0—0	0—0
11. f2—f4	. . . .

Dieser Vorstoß bedeutet hier ein Schwächung des Königsflügels.

11. . . .	Le5—g7
12. e3—e4	d5×e4
13. Ld3×e4	Sh5—f6!

Unter Tempogewinn wird der Springer auf sein natürliches Feld zurückentwickelt.

14. Le4—f3	c7—c6
15. Ld2—e3	Dd8—c7
16. Sb1—d2	Tf8—d8
17. c3—c4	Lc8—e6
18. Dd1—e2	Le6—f5!

droht durch Ld3 die Qualität zu gewinnen.

19. De2—f2	Td8—b3
20. h2—h3	. . . .

Auf Le2 hätte Schwarz vorteilhaft Sg4! spielen können.

20. . . .	Ta8—d8
21. Tf1—e1	c6—c5
22. Ta1—d1	b7—b6

Schwarz hat die Partie bisher positionell ganz ausgezeichnet behandelt und steht jetzt klar überlegen.

23. g2—g4?	. . . .

Durch den Textzug wird die Diagonale h1—a8 entscheidend geschwächt.

23. . . .	Lf5—c8!
24. g4—g5	Sf6—e8
25. Kg1—h2	Lc8—f5
26. Sd2—f1?	. . . .

Danach verliert Weiß einen wichtigen Bauern; allerdings waren hier kaum gute Züge zu finden; auf beispielsweise b3 folgt bereits sehr stark Lc3

26. . . .	Td3×d1
27. Te1×d1	Td8×d1
28. Lf3×d1	Dc7—d7!!
29. Ld1—f3	Lf5×h3
30. Sf1—g3	Lh3—e6
31. b2—b3	Se8—d6
32. Df2—d2	Sd6—f5
33. Dd2×d7	Le6×d7
34. Le3—d2	Sf5×g3
35. Kh2×g3	Ld7—f5

Das nunmehr entstandene Doppelläuferendspiel enthält noch ganz interessante Momente. Das technische Problem löst der Führer der schwarzen Steine mit Sicherheit. Der Schluß folgt in gekürzter Notation.

36. Lf3—d1, Lf5—b3; 37. Kg3—f3, Lg7—d4; 38. a2—a4, a7—a5; 39. Ld2—e3, Ld4—c3; 40. Le3—c1, Kg8—f8, 41. Lc1—e3, Kf8—e7; 42. Le3—c1, Ke7—e6, 43. Kf3—g4, Ld3—e4; 44. Lc1—e3, f7—f6; 45. Le3—c1, f6×g5 46. f4×g5, Lc3—b4; 47. Lc1—f4, Ld4—e5; 48. Lf4—d2, Le4—f5+; 49. Kg4—f3, Lf5—h3; 50. Ld1—c2, Lh3—f5; 51. Lc2—d1, Le5—h2; 52. Ld2—c3, h7—h5! 53. g5×h6 e. p., g6—g5! 54. Kf3—e3, Lh2—e5; 55. Lc3—e1, Ke6—f7; 56. Ke3—f3, Kf7—g6; 57. Le1—b2, Kg6×h6; 58. Kf3—g2, Kh6—g6; 59. Kg2—f3, g5—g4+. 60. Kf3—g2, Lf5—e4+; 61. Kg2—g1, Kg6—f5; 62. Ld2—e1, g4—g3 aufgegeben.

Partie Nr. 78. Damengambit.

(Gespielt im Meisterturnier zu Liebwerda.)

Weiß: Sämisch, Deutschland. Schwarz: Zinner, CSR.

1. d2—d4	Sg8—f6
2. c2—c4	e7—e6
3. Sg1—f3	b7—b5
4. Lc1—g5	Sb8—d7
5. Sb1—c3	Lf8—e7
6. e2—e3	0—0
7. Ta1—c1	c7—c6
8 Dd1—c2	Tf8—e8

Hier kommt auch 8. . . . . h6 nebst 9. . . . . a6 in Betracht.

9. a2—a3	Sd7—f8
10. Lf1—b3	b5×c4
11. Lb3×c4	Sf6—d5
12. Lg5×e7	Te8×e7
13. 0—0	b7—b6
14. Tf1—d1	Lc8—b7
15. Sc3—e4	Te7—c7
16. Lc4—b3	Dd8—e7
17. Dc2—e2	Ta8—c8
18. Tc1—c2	Sd7—f6

Schwarz hat etwas schwerfällig manövriert; er kann in der Folge nur mit Stellungsnachteil den Befreiungsvorstoß c5 durchsetzen.

19. Se4×f6+	g7×f6
20. Ld3—a6	Lb7×a6
21. De2×a6	c6—c5
22. d4×c5	b6×c5

Fehlerhaft wäre 22. . . . . T×c5 wegen des Damenopfers 23. Dc8!Tc8, 24. Tc8 nebst 25. Tdd8 mit Gewinn für Weiß.

23. Td1—c1	Sf8—d7
24. Sf3—d2	f6—f5
25. Da6—e2	Sd7—b6
26. e3—e4	f5×e4
27. Sd2×e4	f7—f5
28. Se4—c3	Sb6—d5
29. Tc1—e1	. . . .

Der Bauer auf c5 darf natürlich nicht genommen werden: 29. Sdf, ed, 30. De7 Te7, 31. Tc5? Tc5!

29. . . .	Tc8—d8
30. De2—f3	Sd5×c3
31. Tc2×c3	De7—f6!
32. h2—h3	Td8—c8
33. Df3—e2	Tc7—c6
34. Tc3—c4!	Kg8—h8
35. Te1—c1	e6—e5
36. b2—b4	c5×b4
37. Tc4×c6	Tc8×c6
38. Tc1×c6	Df6×c6
39. De2×e5+	. . . .

Nun erntet Weiß die Früchte seines vortrefflichen Spiels.

39. . . .	Kh8—g8
40. a3×b4	Dc6—b7
41. Kg1—h2	Kg8—f7
42. De5—f4	Kf7—e8
43. g2—g4	f5×g4
44. h3×g4	Ke8—d8
45. Kh2—g3	Kd8—c8
46. Df4—e4	Kc8—c7
47. De4—e5+	Kc7—b7
48. f2—f4	Dd7—d2
49. De5—e7+	Kb7—b6
50. f4—f5	Dd2—d3+
51. Kg3—h4	Dd3—b2
52. De7—c5+	Kb6—b7
53. Kh4—h5	Dd2—h2+
54. Kh5—g5	Dh2—d2+
55. Kg5—f6	Dd2—h6+
56. Kf6—f7	Dh6—f4
57. g4—g5!	Aufgegeben!

Was Müttern Not tut

Frauenberufsarbeit im Mittelalter

Die Frauenerwerbsarbeit ist nicht, wie vielfach irrtümlich angenommen wird, eine Begleiterscheinung unseres Maschinenzeitalters allein. Auch in früheren Zeiten hat ein großer Prozentsatz unserer Frauen für das tägliche Brot arbeiten müssen, nur waren die Berufszweige den anderen Zeiten entsprechend andere.

In den Städten des ausgehenden Mittelalters gab es infolge der vielen Kriege und Fehden einen bedeutenden Frauenüberschuß. 1449 ergab eine Volkszählung in Nürnberg, daß auf je zehn Männer mehr als zwölf Frauen kamen. Zählungen in anderen Städten, wie Basel, Frankfurt am Main, Rostock und Köln, kamen zu ähnlichen Ergebnissen. Aus den Steuerlisten der Stadt Frankfurt ist zu ersehen, daß in der Zeit von 1354—1463 die erwerbstätigen Frauen Frankfurts den vierten bis sechsten Teil aller steuerpflichtigen Bürger ausmachten. Diese Frauen arbeiteten mit im zünftigen Handwerk. Die Zünfte waren durchaus nicht den Frauen verschlossen. Sie waren zu dieser Zeit die Selbsthilfeorganisation der Handwerker. Die berufstätige Frau fand darin Aufnahme, wenn sie den Anforderungen der Zunftverfassung genügte. Vielfach konnte die Frau eines Meisters nach dessen Tod in die Zunft aufgenommen werden. Zuweilen wurde jedoch die Bedingung daran geknüpft, daß die Frau Meisterin innerhalb einer gewissen Zeit einen Zunftgenossen ehelichte.

Indessen gab es auch reine Handwerkerinnenzünfte. In Köln bestand die Zunft der Goldspinnerinnen, Garnmacherinnen und Seidenweberinnen. Die Frauenzünfte waren den Handwerkerzünften gleichgestellt, sie besaßen dieselben Rechte und den gleichen Schutz, wenn die Mitglieder das Handwerk ordnungsgemäß erlernt hatten. Die Zunftverfassung der Garnmacherinnen verlangte eine vier- bis fünfjährige Lehre, eine Zahlung von zwei Goldgulden Prüfungsgebühr, Ablegung der Meisterprüfung und die Errichtung einer eigenen Werkstatt und eines eigenen Ladens. Erst wenn die Bewerberin all diese Bedingungen erfüllte, wurde sie in die Zunft aufgenommen.

Außer in Köln gab es ausgesprochene Frauenzünfte in den Städten Hamburg, Bremen, Speyer, Ulm, Straßburg. Die Weberei war den Frauen in Frankreich verboten als ihnen nicht „zuträglich". In Deutschland waren sehr viele Frauen im Webergewerbe beschäftigt. Auch im Schneiderhandwerk fanden sie Unterkunft. So finden wir die erwerbstätige Frau des Mittelalters beim Spinnen, in der Woll- und Leinenweberei und beim Bortenwirken. In der Flecht- und Lichterindustrie produziert sie Matten, Körbe, Besen, Kerzen. In vielen Gegenden findet sie Arbeit in der Bäckerei, Kürschnerei und Gurtlerei, auch als Riemenschneider und Lohgerber ist sie anzutreffen.

Doch nicht allein als Handwerkerin war die Frau tätig, sie stand als Hilfsarbeiterin in fast allen Berufen. Im Textilhandwerk waren sogar mehr weibliche als männliche Arbeitskräfte beschäftigt, in der Werkstatt und als Heimarbeiterin. Der Rat der Stadt setzte für diese Arbeiterinnen Mindestlöhne und Höchstarbeitsstunden fest.

Aufschlußreich ist eine Gewerbestatistik der Stadt Frankfurt zu dieser Zeit: 65 reine Frauenberufe, 17 Berufe, in denen überwiegend Frauen beschäftigt waren,, 38 Berufe, die ebenso viele Frauen wie Männer beschäftigten, und insgesamt 200 Berufe, in denen Frauen arbeiteten.

Mit dem beginnenden Zerfall der Zünfte ging die Ausschaltung der Frauenberufsarbeit Hand in Hand. Als die Zünfte sich schlossen, die Gesellen keine oder nur sehr schwer eine Möglichkeit fanden, Meister zu werden, wurde den Frauen das Recht zur Ausübung des Handwerks auch stark erschwert. Die Gesellen wollten die Frau aus der Berufsarbeit als unliebsame Konkurrentin ausschalten. So kommt es, daß die Frau selbst aus den eigentlichen Frauenberufen verdrängt wird. Im 17. Jahrhundert ist dieser Verdrängungsprozeß abgeschlossen.

Außer im Handwerk und im Kleinhandel — eine Reihe von Frauen war Ladeninhaberin — fand die Frau schon früh ein Betätigungsfeld in der Heilkunst. Diese ist eine der ältesten Frauenberufe. Manche Zweige der Heilkunst waren sogar nur den Frauen vorbehalten. Die Hebammen des Mittelalters betrieben neben der Geburtshilfe auch Schönheits- und Gesundheitspflege. Kurpfuscherinnen gab es eine ganze Menge, doch auch eine Reihe approbierter Aerztinnen, die die berühmte Hochschule von Salerno besucht hatten. Frankfurt besaß im 14. Jahrhundert 15 weibliche approbierte Aerzte. Zu derselben Zeit hören wir in Frankfurt auch von einer „Liese, die die Kinder lehret".

Obwohl nun die Frau im Mittelalter auch außerhalb der Familie die verschiedensten Berufs- und Erwerbsmöglichkeiten hatte, gab es noch einen ziemlich hohen Prozentsatz von Frauen, die ohne fremde Hilfe der Straße und der Armut ausgeliefert waren. Ein Frankfurter Steuerregister von 1410 bezeichnet ein Drittel aller steuerpflichtigen Frauen als arm, während die wirtschaftliche Lage der Männer in demselben Zeitraum weit günstiger ist; dasselbe Steuerregister bezeichnet nämlich nur 7,8 Prozent der steuerpflichtigen Männer als arm. Die Zuflucht der alleinstehenden und mittellosen Frau war der Beginenhof. Er wurde im 13. Jahrhundert in Flamland, dem heutigen Belgien gegründet. Von dort verbreitete er sich schnell über die benachbarten Länder, besonders am Niederrhein wurde er eine beliebte Einrichtung. In Frankreich waren im 14. Jahrhundert 6 Prozent aller Frauen auf Beginenhöfen untergebracht.

Der Beginenhof war ein größeres Gehöft mit Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, in dem unbemittelte Frauen aufgenommen wurden. Wohnung, Licht und Heizung, manchmal auch ein Teil des sonstigen Unterhaltes, waren frei. Den Rest mußten sich die Insassen des Hauses, die Beginen, selbst verdienen durch Nähen, Spinnen, Stricken, Krankenpflege und dergleichen. Die Beginen legten keine Gelübde ab, sie konnten jederzeit den Hof wieder verlassen.

Die Stadtväter gaben den Beginenhöfen mancherlei Vorteile. So erhielten sie oft Herstellungs- und Absatzerleichterungen, das Monopol für Krankenpflege und Totenbestattung, wie es z. B. in München der Fall war. Zuweilen wurden sie auch mit der Pflege und Unterweisung von Findelkindern betraut. So mag der Beginenhof ein Spiegelbild von der Frauenberufsarbeit im Mittelalter geben, die sich auf Handwerk, Heilkunst, Caritas und Erziehung erstreckte.

Aenne Schmitz.

*

Vom Zuhörenkönnen und Ausredenlassen

Ihr alle habt bisweilen ein übervolles Herz! Erlebnisse besonderer Art sind über Euch hingegangen, und Ihr sehnt Euch nun danach, Euch einem mitfühlenden Menschen anzuvertrauen. Wie beglückend ist es, wenn Ihr jemanden wißt, der Euch ein williges Ohr, ein mitempfindendes Herz entgegenbringt. Freude wird vertieft durch gemeinsames Erleben. Schmerz wird geringer durch Trost.

Ueberlegt einmal gut: wer ist in Eurem Kreis, zu dem Ihr mit restloser Hingabe geht, ähnlich, wie Ihr es in Kindheit und Jugend bei Eurer Mutter tatet?

Es gibt wenig Menschen, die wirklich zuhören können. Die mit gütigen Augen bei Euch sitzen und aufmerksam lauschen, die ein verständiges Wort bereit halten, ein ehrliches Wort, ohne Hintergedanken. Und wie wohltuend empfindet Ihr echtes Zuhören. Eure Worte sprudeln über Eure Lippen. Ihr werdet nicht unterbrochen, bis alles gesagt ist. Würdet Ihr es nicht sehr ernüchternd empfinden, wenn Euer Mitteilungsbedürfnis durch ungeduldiges Fingertrommeln gehemmt, Eure ersten Sätze mit triumphierendem: „Das ist noch garnichts! Weißt Du, wie es mir ergangen ist —" abgebrochen werden.

Enttäuscht zieht Ihr Euch innerlich zurück. Ihr hättet so gern und liebevoll über alle Dinge gesprochen, die Euch erregen und bewegen. Aber Ihr kommt nicht dazu. Man läßt Euch nicht ausreden. Keiner hat die Bereitschaft zum Zuhören-wollen.

Und doch ist es so wichtig, dieses Zuhörenkönnen, und erst dann empfindet man es als starke Notwendigkeit, wenn man durch Ungeduld oder oberflächliches Interesse abgestoßen worden ist.

Die Verheirateten unter Euch werden wissen, wie wichtig in der Ehe Zuhörenkönnen und Ausredenlassen ist.

Wenn der Mann abends abgespannt nach Hause kommt, freut er sich auf seinen Kameraden, dem er von Streben und Erfolg, von künftigen Plänen erzählen kann. Er wird sich klarer über seine eigenen Gedanken, wenn er sie Euch entwickeln darf. Vor Euch formuliert er Sätze und Redewendungen, die er in Kürze seinem Vorgesetzten sagen wird. Es entspannt ihn, wenn er zu Hause alles sagen kann, was er denkt, rückhaltlos. Und es ist wohl die vornehmste Art, die Kameradschaft eines Mannes zu erringen, indem man es versteht, ihm zuzuhören. Ihr braucht nicht alles gründlich zu begreifen — wenn er nur Eure aufmerksamen Augen sieht, beglückt ihn Eure Anteilnahme. Und je mehr Ihr zuhört, umso besser werdet Ihr ihn auf die Dauer verstehen und ein kluges Wort einflechten können. Aber nicht nur auf berufliches Interesse gilt es, einzugehen. Ein Steckenpferd hat jeder Mensch, irgendeine Liebhaberei. Vielleicht schüttelt Ihr im stillen den Kopf darüber. Dennoch: hört zu! Laßt ihn ausreden. Habt Zeit für den andern.

Muß ich noch auf das Zuhörenkönnen den Kindern gegenüber hinweisen? Mit welchem Ueberschwang kommen die Kleinen und wollen alles herausplappern: von dem Marienkäfer, der auf ihr Händchen geflogen kam, von dem selbstgenähten Puppenkleid — und werden doch oft genug zurückgestoßen durch ein: schwatz nicht soviel! Du machst mich nervös!!

Wie manchem Mitmenschen, dem wildfremdesten, kann man eine Wohltat erweisen durch freundliches Zuhören. Nicht immer ist es nur oberflächliches Redebedürfnis, wenn jemand sein Herz aufschließt, sondern ein Suchen aus tiefster, innerer Einsamkeit nach einem willigen Ohr und einem guten, verstehenden Blick.

Darum: übt Euch im Zuhörenkönnen. Ihr macht vielen ein Geschenk damit. Und die Anerkennung, die in den Worten des andern liegt: „Mir ist so leicht ums Herz, seitdem ich Dir alles sagen durfte..." beglückt den Zuhörenden am allermeisten.

Hilde Heisinger.

Mehr Einfachheit um das Kind!

Wenn in einer Familie ein Kindlein erwartet wird, vielleicht das erste, welch eine Fülle von Vorbereitungen werden da getroffen. Die Windeln werden genäht, Jäckchen und Hemdchen gefertigt, mit bunten Bändern verziert, Kissen gestickt, ein Körbchen bereitet. Und alles gearbeitet und zurechtgemacht, was ein kleiner Erdenbürger beim Eintritt in diese Welt gebraucht oder was Mutterliebe zu ersinnen vermag. Es ist so verständlich, daß die junge Mutter alles recht schön haben möchte. Es ist schwer, ihr in diesen Dingen einen Riegel vorzuschieben. Und doch wäre es oft so notwendig, ihr zuzurufen: „Mehr Einfachheit um dein Kind! Denk an das junge Leben selbst und weniger an die Dinge, die es umgeben sollen. Erhalte dich frisch und gesund, stricke und stick ruhig weniger! Es kommt deinem Kinde zugute!" Das Kind kommt ganz einfach zur Welt. Die ersten Organe, die es mitbringt, sind dem unmittelbaren Zustande des kleinen Wesens gemäß einfach. Es bedient sich derselben unbewußt und anspruchslos auf eine geschickte Weise und zu den nächsten Zwecken. Zu nichts mehr! Das Kind ist so einfach, so natürlich, so zweckmäßig in seinen ersten Lebensfunktionen, daß der Luxus, mit dem es häufig von allzu besorgten Eltern umgeben wird, in schreiendem Gegensatz dazu steht.

Wenn man als stiller Beobachter an einem schönen Sommernachmittage die Kinderwagen an sich vorbeifahren läßt, so kann das ein sehr lehrreicher und nachdenklicher Nachmittag werden. Das sind oft feine Limousinen, mit hochgeschlagenem Verdeck, hermetisch jeden Luftzug, jeden Sonnenstrahl abschließend. Feine, handgestickte Kissen mit einem Gerieisel von Spitzen dienen dem Kinderköpfchen als Unterlage, Spitzenrüschen zieren das Verdeck des Wagens, Plüschdecken, Pelzdecken, spitzenüberdeckte Steppdecken verhüllen das Kind. Das kleine Händchen krallt sich fest in Spitzen und Bändern. Das Menschenkindlein ist selbst eingehüllt in kostbare Kleidchen, wollene Jäckchen und Mützchen, Bänder und Spitzen überall! Die Mutter meint, sie könne ihrem Kinde den Rahmen, der es umgibt, gar nicht kostbar genug machen. Dabei spielt das, was die Nachbarin tut, eine große Rolle. Bei ihr muß alles womöglich noch schöner, noch feiner sein. Das geht dann sehr oft auf Kosten des Geldbeutels. Das ist aber noch nicht einmal das Schlimmste. Das Kind würde sich viel wohler befinden in einem Wagen der Frau X., der jetzt eben an mir vorbeifährt. Es ist ein einfacher Korbwagen mit heruntergeschlagenem Verdeck. Luft und Sonne haben freien Zutritt, die kleinen Hände haschen jauchzend nach dem Lichterspiel auf der schlichten Decke und verkrallen sich nicht in Spitzen und Bändern. Ein weites Spielhöschen läßt volle Bewegungsfreiheit. Das Kind ist frei, gesund, glücklich und gedeiht viel besser und billiger als das Luxuskind. Wahre Mutterliebe und kluge Einsicht haben hier das Rechte getan. Wir waren daheim acht Kinder und sind im Wäschekorb groß geworden, eine flache Matratze als Unterlage, ein sauberes Kopfkissen, bei kühlem Wetter eine schlichte Decke zum Zudecken, im Zimmer im Freien, im Winter im Zimmer. Am Nachmittag kamen wir, dann natürlich warm eingepackt, jeden Tag in die Luft, wenn es nur irgend möglich war. Wir sind alle groß geworden, es hat uns nichts gefehlt.

Wie in der Kleidung soll es auch in der Ernährung des Kindes sein, sobald es größer wird und selbständig zu essen anfängt. Auch da ist Einfachheit oberstes Gesetz. Eine Tasse Milch, ein ordentliches Butterbrot sind dem natürlichen Kinde viel lieber als immer Weißbrot und Kuchen. Die kann es als Belohnung oder zur Sonntagsfreude einmal bekommen. Dann bleibt es auch etwas Besonderes. Wenn dann noch ein schöner deutscher Apfel zum Butterbrot kommt, ist die Freude groß und er erhöht die Zufriedenheit. Zum Mittagbrot soll das Kleinkind viel Gemüse essen, Fleisch und Kartoffeln sind noch Nebensache und nicht so wichtig. Am Abend sollte jede Mutter darauf achten, daß ihr Kind nicht zuviel ißt, den kleinen Magen zur Nacht nicht überlastet, lieber soll das Kind am Nachmittag etwas essen. Wieder nur einfache leichte Kost. Auf das Wünschenerfüllen sollte die Mutter verzichten, im Interesse der Gesundheit und der Erziehung des Kindes. Der verwöhnte Liebling wird gar zu leicht zum Tyrannen des ganzen Hauswesens und für Fremde. Wenn die Mutter sich dann mit ihm blamieren muß, wird es zu Hause Schläge geben, die bei ehrlichem Eingeständnis die Mutter selbst verdient hätte. Das alles erübrigt sich, bei Einfachheit bei Mutter und Kind.

Das gilt auch vom Spielzeug des Säuglings und des Kleinkindes. Ein altes Sprichwort sagt: „Kinderhand ist leicht gefüllt." Ein Zeugtier für das Kleinste, ein Hund, eine mollige Katze, ein zierliches Kaninchen, ein Elfenbeinring, der ruhig auch einmal in den kleinen Mund gesteckt werden darf, ein leichter Ball, der Sonnenstrahl auf der Decke, die eigenen Fingerchen, das genügt schon für unsere Kleinsten. Und wenn unsere Lieblinge größer werden, lassen wir sie möglichst bei gutem Wetter im Freien spielen, im Spielhöschen, bei kühlem Wetter ein Wolljäckchen als Schutz gegen die Kälte. Wenn man es haben kann, ist das Ideal aller Spielplätze der Sandkasten. Darüber allein könnte man eine ganze Geschichte erzählen. Einfache Holzformen zum Spielen, eine Schaufel, und das Kind ist glücklich. Im Winter und bei Regenwetter im Kinderzimmer Spiele am schlichten weißen Tisch, der wieder gescheuert werden kann. Nur keine Schleiflackmöbel, keine Plüschgarnituren im Kinderzimmer! Aus Angst, es könnte etwas verderben, wird das Kind sich nicht bewegen. Das kleine Mädchen spielt mit der Puppe, mit der Idealpuppe, die nicht entzwei geht, die man aus- und anziehen kann, die man badet und wickelt, so wie Mutti mit Bäby tut. Nur nichts Kostbares, Zerbrechliches, das schafft nur Kummer. Der Knabe spielt mit Bausteinen, er baut, was er sieht und was ihm einfällt, das Spiel ist immer wieder neu. Buntstifte und eine Menge Papier sind das Entzücken aller Kinder. Bei Bilderbüchern ist oberster Grundsatz: Natürlich und geschmackvoll. In des Kindes Hand gehört in diesem Falle nur das Beste; jeder Kitsch und wertloser Tand ist Sünde an der Kinderseele. Wenig Spielzeug, die kindliche Phantasie soll freien Spielraum haben. Wir brauchen keinen Spielzeugladen auszukaufen, und viel Geld auszugeben, um unser Kind glücklich zu machen. In der Einfachheit liegt auch hier das Geheimnis des Kinderglückes. Das Kind spielt am liebsten mit andern Kindern. Wo mehrere Geschwister sind, werden diese die Mutter selten mit der Frage quälen: „Was sollen wir tun?"

Warum gebt ihr, Vater und Mutter, eurem Söhnchen nicht das ersehnte Schwesterchen, euren zwei Kindern nicht das dritte als begehrten Spielgefährten? Sagt nicht, ihr könntet es nicht ernähren! Wenn von dem Luxus, der das Einzelkind, der zwei Kinder oft umgibt, nur etwas gestrichen würde, wahrlich, es wäre geldlich durchaus möglich, ein zweites, drittes, gar viertes Kind groß zu ziehen. Es wäre sogar zum Gedeih aller. Mehr Einfachheit würde eine Quelle des Glückes und der Zufriedenheit für Eltern und Kinder werden und ein Segen für Volk und Vaterland.

Maria Hey.

Warum . . .?

Mutti, sag mal, warum . . . .?

Warum bin ich denn nun kein Junge?

Und warum ist Brüderchen kein kleines Mädchen?

Warum dürfen alle Menschen sein schönes, neues, weißes Strickhöschen sehen und warum ist es bei mir unanständig?

Mutti, sag doch, warum . . .?

Warum scheint die Sonne nicht immer? Warum ist der Schnee so kalt?

Warum kann man den lieben Gott nicht mal besuchen? Warum . . .? Warum . . .?

So geht es den ganzen langen Tag, und immer muß die Mutti eine Antwort wissen. Immer muß sie bereit sein, dem Kind in seine Welt zu folgen und da ein wenig Ordnung zu schaffen.

Es stürmt ja so Vieles auf die Kleinen ein. So viel Neues sehen und erleben sie täglich — das können sie ja gar nicht alles allein bewältigen. Da drängt es sie zu den Menschen, die nach ihrer Ansicht schon immer in dieser sonderbaren Welt leben, die nach ihrer Ansicht also endlich wissen müßten, warum . . .

Es ist nicht leicht — wirklich, es ist nicht leicht, immer eine für das Kind verständliche Antwort zu finden. Denn oft sind die Fragen zu einfach, dann wiederum zu kompliziert. Und oft, ja oft genug wissen die Muttis selbst nicht, warum . . .

Dann heißt es: nur nicht ungeduldig werden! Nur nicht mit barschen Worten das Kind zurückstoßen. Es läßt sich immer ein Weg finden, um die Wißbegierde der Kinder zu stillen. Und was ist schließlich dabei, wenn man auch mal zugibt: Ich weiß das nicht. Man büßt dadurch wirklich nichts von seiner Autorität ein.

Sind die kleinen Kinderseelchen eigentlich nicht zu beneiden, die so laut und ungeniert fragen können, warum . . .? Sind sie nicht glücklich . . .?

Später, wenn sie die Welt kennen und die Menschen, wenn sie mit allen technischen Errungenschaften vertraut sind, wenn ihr Wissen reich und vielseitig ist — dann kommen Stunden, da fragen auch die Klügsten, warum . .?

Aber ganz leise nur zieht diese Frage durch ihre Herzen — ganz leise nur — — denn sie wissen, keiner gibt ihnen Antwort, keiner hilft ihnen aus ihrer Seelennot. Keiner ist da, den sie laut und drängend bitten können: Sag doch, warum . . .?

Mutti, sag doch, warum . . .?

Kleines, liebes Mädelchen, solange und so oft Du mich fragst, von mir sollst Du immer eine Antwort bekommen. Ich will nicht ungeduldig werden, wenn Deine Fragen sich überstürzen, wenn Du die seltsamsten Dinge ans Licht ziehst und Klarheit suchst.

Frag nur, frag nur, warum . . .? Denn ich weiß: solange Du mich fragst, ist alles, alles gut. . .

Zu schnell kommt die Zeit, da wirst Du nicht mehr sagen: Mutti, warum . . .?

Dann hat vielleicht das Schicksal Dir manche Wunde geschlagen. Und wenn ich dann dieses stumme „Warum?" in Deinen Augen lese, wird selbst mein Mutterherz Dir keine Antwort mehr geben können. Nur Trost und Verstehen.

Darum: komm jetzt zu mir mit allem, was Du wissen möchtest — komm — und frag nur immer: Mutti, warum . . .?

Margit Anders.

*

Die Freude nicht stören!

So trüb sieht es aus in so manchem Menschenherzen, und so selten lebt die Freude darin und der Frohsinn und mit ihnen das kurze Vergessen banger Stunden und qualdurchwachter Nächte. Es gibt eben Menschen, die schwerer an allem zu tragen haben, und denen seltener die Sterne leuchten. Und die also durch das Leben schreiten mit festem Willen und in ständigem Vorwärtswollen, das sind eigentlich die Größeren in ihrem Wesen.

Und doch brauchen auch sie die Freude. Sie ist das helleuchtende Sternlein, das den Weg bestrahlt, das das Vergangene vergessen macht und dem Künftigen von seinem Schatten nimmt. Und wie ein Blümlein in der Dürre ist sie, und wie ein Sonnenstrahl nach Sturm und Wetternacht. . .

Und doch gibt es da Menschen, die dem Bruder und der Schwester und den Weggenossen das bißchen leuchtende Freude nicht gönnen. Sie kommen dann wie Diebe in der Nacht und reißen die Sterne vom Himmel und die Blümlein aus der Erde und die Freude aus dem Herzen. Sie tun es oft so voll Groll und Haß und voll heimlicher Bosheit oder im tückischen Neid. Denn was sie selbst nicht besitzen, das wollen sie anderen nicht gönnen, und wenn sie dadurch auch ein banges Herz aus tausend Wunden bluten lassen und einer müden Seele den Glauben der Menschen nehmen — was liegt daran.

Und doch müßte unsere Bruderliebe und unsere Liebe zur Gemeinschaft so groß sein, daß wir uns freuen könnten an der Freude anderer. Gehen wir doch auch mit leuchtenden Augen durch die Natur und grüßen wir die Blümlein, die uns begegnen und die Sterne, die uns entgegenlächeln, und die Winde, die uns küssen. Und die ganze wundersame Natur in ihrer Pracht und Größe, mit ihrem morgendlichen Duften und nächtlichem Flimmern und morgendlichen Duften und nächtlichen Flimmern und Größeren, der sie geschaffen. . .

Und wie er uns im allgemeinen die Herrlichkeit der Natur als Erbgut übergeben zu unserer heimlichen und besinnlichen Freude, so gab er dem Bruder und der Schwester und den Weggenossen noch im besonderen ein paar Tröpflein aus dem Becher seiner Freude als Ersatz für manches Schwere und zu ihrem seelischen Aufstieg und zu ihrer eigenen persönlichen Bereicherung. Des Nächsten Gut ist es, wie manches andere, das in fremden Händen brennt. Darum wollen wir die Freude eines andern niemals stören, sondern sie eifernd hüten und pflegen, als wäre sie unser eigen Gut . . .

Gertrud Meaßen.

Urgroßmutter
in ihrem allerhöchsten Glück und Stolz ...

in der alten Küche! Schauen Sie sich darin um; es packt Sie doch! Wenn aber einer die Frage tun sollte: Wer möchte mit Urgroßmutters „Glück" tauschen? Was dann? Vielleicht wären Sie versucht, mit einem „Ich" zu antworten, wenn Sie daran denken, um wieviel ruhiger das Leben damals war. Jedoch vergessen Sie bitte nicht: So vieles Praktische war in jener Zeit noch nicht erfunden; der Staubsauger ebensowenig wie das Radio. Gar mancher hätte weder Gas in der Küche, noch elektrisches Licht in den Zimmern. Und all die anderen kleinen Erleichterungen, die in ihrer Gesamtheit doch so viel ausmachen: Waschmittel, Staubmop, Backhaube — all diese Wirtschaftshilfen ständen dann nicht zu Ihrer Verfügung. Wenn Sie hieran denken, werden Sie sicher froh sein, eine Hausfrau unserer Tage zu sein.

Und die Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen; fast täglich kommen praktische Neuerungen auf den deutschen Markt, die Ihnen noch mehr unnötige Arbeit abnehmen wollen. Da heißt es also aufpassen und unter dem Vorhandenen und dem neu Angebotenen klug und kritisch wählen.

Es ist ja gar nicht schwer, sich hier rasch einen Überblick zu verschaffen: Lesen Sie die Zeitungsanzeigen, mit denen die Fabrikanten und die Ladengeschäfte ihre Ware ankündigen und mit denen die Handwerker ihre Arbeit anbieten, um Ihnen einen genauen Überblick über Vorteile, Kosten und Anwendungsart zu geben. Sie lernen dann, wo Sie den Hebel ansetzen müssen, um praktischer und meist noch billiger zu wirtschaften:

Zeitungs-Anzeigen helfen Ihnen also richtig kaufen!